

Geschichten aus meinem Leben

Annaliese Grimme



geb. 14.11.1924
gest. 21.09.2016

Zum ersten Todestag 21.09.17
Gesetzt und korrigiert von Matthias T. J. Grimme
In konzentriertem Andenken an meine coole Mutter!

Ich habe versucht die Texte halbwegs chronologisch zur ordnen, das ist mir nicht immer vollständig geglückt, weil es Überschneidungen in der Zeit gibt. Meine Mutter Moyce hatte natürlich noch viel mehr Geschichten parat, die sie leider nicht mehr aufschreiben konnte. Daher bleiben sie in meinem und in euren Köpfen.

Mein Einstieg

Meine Aufnahme in die Welt entwickelte sich am 14. November 1924, einem kalten Wintertag mit leichtem Schneetreiben, etwas zwiespältig. Davon zeugt das erschrockene Stoßgebet meiner Mutter beim ersten Anschauen ihres zweiten Kindchen nach der Geburt: „Lieber Gott, ich danke Dir, dass es gesund ist, aber so hässlich hätte es nicht zu sein brauchen.“

Schon diese Begrüßung, wenn auch nicht laut gesagt, hat mich als Baby leicht irritiert, aber ich spürte auch: „Da gibt es noch etwas anderes!“ Ich guckte, leider wieder als Töchterchen, aus den Windeln, obgleich sich meine Eltern so sehnlichst einen Sohn gewünscht hatten. Wenn also schon kein Jungchen, dann doch wenigsten so ein zartes, ebenmäßiges Kindergesichtchen wie Feechens vor drei Jahren! Und nun dieses: Schlitzäuglein umrahmt von quellenden Fettbäckchen, dazu ein dunkler Haarschopf auf dem Kopf! Irgendwie merkte ich: „Hier bin ich nicht ganz angekommen, hier muß ich mich sehr ins Zeug legen, damit sie mich mögen!“ Nach dem ersten Schreck rumorte es in meiner Mutter: „Wie komme ich zu so einem chinesisch aussehenden Kind?“

Meine gescheite Mamma dachte hin und überlegte her, dabei fiel ihr die heiß empfohlene, als modern geltende und von ihr praktizierte Ernährungsart für werdende Mütter ein: Sie sollten viel Gemüse bei ihren Mahlzeiten zu sich nehmen und dieses dann mit einer „Butterschwitze“ verfeinern. (Dazu gehört viel Butter, etwas Mehl und ein klein wenig Gemüsebrühe). Sie erkannte, sie hatte sich f a l s c h ernährt!

Natürlich versorgte sie ihr hässliches Entlein bestens mit Milch in Hülle und Fülle, aber nach der Uhr, wie es damals so üblich war.

Ziemlich bald sah sie dann, wie richtig sie mit ihren Überlegungen lag. Die Babyäuglein wurden immer runder, das Fett in den Wänglein trollte sich, mit der Zeit lockten sich die Haare auf seinem Köpfchen. Ich jedenfalls gab mir große Mühe ansehnlich zu werden, wenn ich auch keinen Bub aus mir machen konnte, um den Eltern wirklich zu gefallen.

Kaum konnte ich klettern und herumlaufen, entwickelte sich immer mehr meine Neugier, temperamentvoll erkundete ich meine ganze Umgebung. Auf diese Weise landete ich allein im Keller und in der Waschküche, gut zweijährig. Ein eichener Waschbottich mit kalter Lauge auf einem Gestell zog mich wohl an, wie eine Einladung zum Klettern. Meine Mutter und das Kindermädchen fanden mich ziemlich bald. Ich lag, ein Teil des Bottichs auf meiner kleinen Kinderbrust, er war um- und ausgekippt, das laugige Wasser hatte sich über mich ergossen, ich ruhte in all dem Nassen, bleich, als wäre alles Blut aus mir geflossen, stumm und still. Rasend schnell wurde der Doktor geholt, die Mutter: Ein Bündel Angst. Der Arzt machte ihr Hoffnung, er untersuchte mich, tröstete sie und sagte: „Lassen sie das Kind so lange schlafen- wecken sie es nicht, bis es von selbst aufwacht, dann wird es wieder in Ordnung sein! Und leben.“

Ihre Angst hatte er damit zwar noch nicht besiegt, aber ihr Vertrauen in seine Künste tat seine Wirkung. Sie besah sich immer wieder ihr schlafendes Geschöpfchen, und als sie am zweiten Tag wahrnahm, wie die weißgraue Gesichtshaut sich zu beleben schien und Farbe begann ihre Wangen zu färben, fühlte sie immer mehr Hoffnung. Nach zwei Tagen und zwei Nächten wachte ich auf, war so heil, als wäre nichts gewesen, zur riesengroßen Freude aller. Ich glaube, da hatte ich wohl erkannt: „Hier kann ich getrost bleiben, sie wollen mich behalten wie ich bin“, auch als zweite Tochter. Mit meinem Aussehen hab' ich mir ja auch Mühe gegeben damals. Wirklich, meine Eltern und Verwandten

waren sehr angetan von mir, mein Vater sogar „stolz“ auf seinen kleinen Schatz, als wir einmal verreisten.

Nur vier Jahre nach meiner Geburt stürzte ich aus diesem Wohlgefühl, unser Brüderchen gesellte sich zu uns. Der so lange von meinen Eltern ersehnte Sohn war endlich geboren.

Eine kurze Information über Eilanna Emmirg

Da hat man dem Kind einen sonderbaren Namen gegeben. Die Eltern legten großen Wert auf einen absolut einmaligen Rufnamen für ihr ersehntes Töchterchen. Er sollte nur ihr ganz allein gehören, sie glaubten fest daran, dass niemand anderes je Eilanna gerufen würde. Der Familienname allerdings hört sich dagegen etwas fremd an, aber das hat wohl damit zu tun, dass uns das Althochdeutsche nicht mehr so geläufig ist. Wenn man auf den Klang des Namens hört, öffnet sich der Ton, Hoffnung klingt an, Freude vielleicht auch, aber vor allem gehört eine wichtige Empfehlung dazu: die Betonung muss auf der ersten Silbe liegen! Gegen Ende verschließt sich der Klang, ja, er wirkt ein wenig abgewürgt, leider, wegen des rollenden R's und des fest gehackten G's, das „I“, von ihnen fast verschluckt. Ach ja, Emmirg leitet sich, wie schon erwähnt aus dem Althochdeutschen ab: „Amaro“, übergeleitet zu „Ammer“, sonderbarerweise durch die Jahrhunderte vom „A“ zum „E“ mutiert. Eine Finkenart, die sich von Getreide ernährt, wurde so benannt. Die alten Erzählungen der Familie kreisen denn auch immer wieder um verschiedene Arten von Getreidekörnern, einige der Altvorderen übten vor langer Zeit das Müllerhandwerk aus, sie besaßen sogar eigene Mühlen. So lebe ich nun zufrieden mit diesen Namen und danke meinem Schicksal dafür.

Meine Großmutter Maria Jeremie, geboren im Jahre 1875

Sie war mein großes Glück und mein liebster Mensch. Ich fühlte mich von ihrer stillen Zärtlichkeit umfassen und beschützt. „Omichen,, nannten wir sie, verheiratet war sie mit dem vierzehn Jahre älteren (Großvater) Eduard.

Er hatte vor der Ehe die erste Wirtschaft, gegenüber der Kirche in dem Dorf „Langenau,, im Kreis „Danziger Höhe“, erworben, sie vergrößert und ist mit meiner Großmutter dort eingezogen. Sie lebten dort zusammen, bis er nach vierunddreißig gemeinsamen Jahren starb. (Ich war da gerade zwei Jahre alt.)

Den Großeltern wuchsen drei Kinder heran von den neun Geburten der Omi: zwei Söhne, Hans und Alo, katholisch getauft, wie alle Kinder, auf die Namen: Johannes und Aloysius und die Tochter Lucia, meine (und unsere) Mutter.

Sie zusammen schenken der Omi sieben Enkelkinder, vier Enkelsöhne und drei Enkeltöchter. Eine nun davon bin ich und zudem die einzige, die etwas aus der alten Zeit berichten kann.

Dreizehn Kinderjahre lang hab ich die Omi zusammen mit meiner Familie sehr nah erlebt: Fast jedes Wochenende, die meisten Feier- und alle Festtage und in jedem Jahr sämtliche Ferien.

Mit elf Jahren ziehe ich auf ihren Wunsch ganz zu ihr. Ich freue mich über meine Wohnveränderung sehr. Sie fühlte sich etwas einsam, sie wollte ein bisschen Gesellschaft. Ihr damals noch unverheirateter Sohn Aloys, Allo gesprochen, lebt auch im Haus, arbeitet selbstverständlich auch im Geschäft, „Laden“ genannt mit, doch er ist verantwortlich für die Landwirtschaft, geht aber auch oft eigene Wege, die der Omi nicht sehr gefallen.

Natürlich muss ich hier sehr früh aufstehen und um den Zug zu

erreichen eine halbe Stunde wandern. Ich will ja pünktlich in meiner Schule sein, in der „Marienschule der Ursulinen“ im Vorstädtischen Graben in Danzig.

Nur bei ganz schlechter Witterung wird für mich angespannt, im Winter bei der Kälte und dem vielen Schnee immer. Aber die Omi umsorgt mich so liebevoll, jeden Morgen schenkt sie mir eine kleine Münze. Ich wandere dann fröhlich los, zuerst nach links die Chaussee entlang bis ans Ende des Dorfes, danach rechts über den Sportplatz und den schmalen Weg zwischen den Feldern, endlich am Ende der Böschung sause ich den kleinen Hügel herunter, noch mit Schwung über die hölzerne Brücke, mit kräftiger Strömung schlängelt sich die Kladau darunter. Wieder an Feldern entlang bis zu dem breiten Fahrweg, nun schnurstracks geradeaus bis nach Zipplau zum Bahnhof.

Eines Tages überrascht mich die Omi mit der Aussicht auf eine Reise. Sie will ihre Verwandten in Ostpreußen besuchen. Mit mir !!! Aber erst im Spätsommer, wenn die Ernte eingebracht ist. Welch ein Glück für mich! In mir jubelt es: wir fahren in Omis Heimat! „Drei Ziele werden wir besuchen“, erfahre auf meine neugierigen Fragen. Die Zeit bis dahin vergeht mir sehr langsam, aber endlich ist es soweit! Wir sitzen uns im Zug gegenüber, in mir strahlt alles. Durch das Fenster sehe ich die Landschaft vorbeisausen, hat der Zug irgendwo gehalten? Wir kommen an die Grenze, (damals existiert Danzig als Freistaat) ein „anderes“ Land beginnt: Ostpreußen.

Unser erstes Ziel: die Stadt ELBING.

Hier wohnt Omis Lieblingskusine mit ihrer Familie. Onkel Anton, groß gewachsen und von stattlicher Figur, empfängt uns herzlich an der Bahnstation. Tante Mariechen, auch von hoher Gestalt und mit strahlenden, blauen Augen im lieben Gesicht, freut sich sehr über unser Kommen.

Drollig hört sich die etwas brreeite Sprechweise von ihr an, als sie, weil
8

ich so gewachsen bin, vor Überraschung ausruft:“ Neein, wie grrouß du jewoarrden bist!“

Nach der leckeren Mahlzeit unterhalten sich die beiden Marias ausgiebig, sie teilen nicht nur den gleichen Vornamen, ihre Mütter kamen vom ebenfalls gleichen Bauernhof, beide nannten ihre jüngsten Söhne „Aloysius“, beide werden „Allo“ genannt und beide jungen Männer leben ein wenig leichtsinnig. Die Marias leiden darunter und klagen sich dann gelegentlich ihr Leid. In der Zwischenzeit kümmert sich Onkel Anton um mich, wir wandern ein bisschen durch Elbing und nachher spielen wir „Halma“. Mir gefällt es hier.

Am nächsten oder dem darauf folgenden Tag steuern wir unser zweites Ziel an: die Stadt FRAUENBURG. Wir reisen mit der Eisenbahn, die auf dieser Strecke „Haffuferbahn“ heißt. Wirklich, die Schienen liegen so sehr nah an einem, für mich, riesengroßen See. So eine Bahnstrecke! Das Wasser umspült fast die Gleise.

In meinen Gedanken male ich mir aus, wie es wäre, wenn der Zug eine Panne hätte, alle müssten aussteigen und, oh Schreck, die Leute patschten mit ihren feinen Schuhen gleich ins Nasse. Eine andere Vorstellung gesellt sich dazu: wir fahren wie mit einem Schiff auf dem Meer. Oder auf das Meer.

Ich kann nur staunen, staunen und schauen. Da, gegen die Stadt zu, liegt in Ufernähe plötzlich ein gewaltiger Stein im Wasser. Seine Form wirkt so, als säßen da drei Männer um einen Tisch.

Die Omi erzählt mir, nach der Sage handelt es sich um drei Männer, die statt zum Gottesdienst in den Dom zu gehen, Karten spielen zu dieser Zeit. Zur Strafe sind sie alle drei samt Kartentisch zu Stein verwandelt worden. Ein wenig schüttelt es mich schon. Die Omi kennt die Fahrt ja, meine Begeisterung freut sie. Wir fahren also Frauenburg entgegen: Omis Geburtsstadt. Romantisch gelegen am „Frischen Haff,, (der große See), das durch die „Frische Nehrung“, einem schmalen

Streifen Land, abgetrennt wird von der Ostsee, allerdings eine ganz kleine Öffnung zu ihr hat sie doch.

Die Türme des imposanten, mit Kostbarkeiten im Inneren reich ausgestatteten Doms, wie die Omi erzählt hat, erheben sich weit über alle Häuser. Wir gehen auf diese gewaltige Kirche zu, ganz klein fühle ich mich, aber die Omi nimmt mich an die Hand, für sie bietet der Anblick Vertrautes. Als wir durch das Portal in den Innenraum treten, macht mich die unfassbare Weite und dieses himmelstrebende Gewölbe zuerst sprachlos. Eine Weile knien wir in einer Bank zur Begrüßung.

Wir beten ja in Omis Taufkirche, hier feierte sie ihre Erste Heilige Kommunion und etliche Jahre später mit siebzehn, achtzehn Jahren sprach sie, in der feierlichen Brautmesse, während der Trauzeremonie das Ja-Wort zu ihrem, vierzehn Jahre älteren, Eduard.

Beim Rundgang im Dom macht die Omi mich aufmerksam auf besondere Halbskulpturen mit fein ziselierten Einlegearbeiten, ich bewundere alles, auch die vielen, wunderschön gestalteten Altäre. Im Vorraum schenkt mir die Omi die Photographie vom goldglänzenden Marienaltar, die ich mir aussuchen durfte. Eine Erinnerung für immer.

Auch von Kopernikus erfahre ich zum ersten Mal von der Omi. Die körpergroße Skulptur auf einem Sockel, so steht sein Denkmal (und steht noch immer) in der Nähe der Kathedrale. Als Arzt, Domherr, Rechtsgelehrter und Astronom ging er hier im fünfzehnten Jahrhundert seinen Studien nach und erforschte die Planetenbahnen, die zum heliozentrischen Weltbild führten.

Mich beeindruckt das alles sehr. In dieser besonders schön gelegenen Stadt erblickte die Omi zum ersten Mal das Licht der Welt. Ihre Mutter, eine Großbauerntochter aus Rahnenfeld, gelegen in der näheren Umgebung, zählte schon vierzig Jahre bei der Geburt der Omi.

Ihr Vater, ein Gasthof- und Schiffbesitzer, hier ansässig, konnte sich nur eine kurze Zeit mit seiner Frau über ihr gemeinsames Töchterchen

freuen, mit zwei Jahren verlor die Omi ihren Vater durch den Tod. Die Beziehungen mit ihrer Mutterfamilie gaben der Omi nicht das Gefühl ein Einzelkind zu sein, denn auf dem Land gab es viele Cousinen und Cousins zum Spielen bei gegenseitige Besuchen, die Verwandten trafen sich regelmäßig jeden Sonntag zum Gottesdienst im Dom.

Als Schülerin besuchte die Omi ein Internat. Zu dem Schulwissen gesellte sich Musik, Literatur und das Erlernen sehr aparter und vielseitiger Handarbeitsarten. Und mit siebzehn, ich weiß nicht mehr genau, vielleicht auch im achtzehnten Jahr, jedenfalls, sie hatte von den näheren Bewerbern, den Kaufmann Eduard geheiratet, den so viel Älteren und nicht den etwas jüngeren Arzt, der auch um sie warb.

Von der „Mutterfamilie“ werden wir aus Frauenburg abgeholt, ein Vetter von der Omi kutschiert den Zweispänner, zu unserem dritten Reiseziel: zum Großbauernhof RAHNENFELD.

Als wir in den riesengroßen Hof einfahren, stehen die Verwandten schon erwartungsvoll vor dem Hauseingang. Onkel und Tanten, ältere, jüngere, wohl die Schwiegertochter hat ein kleines Kindchen auf dem Arm, es ist ein wenig erstaunt über uns, ein kleines Mädchen lehnt sich an sie.

Der junge Bauer kommt etwas später zur Begrüßung, er bleibt auch nur ein Weilchen, „ die Arbeit, sie kann nicht warten“, er zieht die Augenbrauen hoch, „verzeiht“, und winkt zum Abschied. Alle freuen sich über unser Kommen!

Gleich bitten sie uns an die hübsch gedeckte Kaffeetafel, die Verwandten sahen sich so lange nicht, so viel ist mitzuteilen, Fragen schwirren hin und her. Ich lasse mir den leckeren Kuchen, mit aller Bescheidenheit, schmecken.

Eine jüngere Tante erlaubt den Vettern, die etwa in meinem Alter sind auf zu stehen, wir dürfen raus und ich bin ihrer Obhut anheim gegeben. Sie zeigen mir die bäuerlichen Gegebenheiten. Ich finde die

Ausdehnung des Hofes riesig, dabei hab' ich die Felder noch gar nicht gesehen.

Als etwas Besonderes empfinde ich den Garten. Mitten in diesem schön gepflegten Grün, glänzt ein kleiner, erlesener Bau mit spitzem Türmchen! Eine eigene Kapelle! Ich bewundere und bete, die Jungens knien sich gleich hin, ich komme aber gar nicht in eine andächtige Stimmung, weil ich es so außerordentlich finde, eine Kapelle, gewissermaßen, ganz für mich zu haben.

Lange beten die Buben nicht, jedenfalls nicht hier, kaum sind wir draußen, läuten die Glocken der Kapelle zum „Engel-des-Herrn“-Gebet und beide beginnen laut den Rosenkranz, lauter gleiche Mariengebete, zu sprechen.

Mein Staunen über so ein selbstverständliches Beten, draußen, nimmt heute kein Ende. Soviel Frömmigkeit und so ohne Genance vor mir! Und dann bei Jungens! Mir bleibt innerlich der Mund offen. Für sie alltäglich, auf dem Feld wird auch laut Gott die Ehre gegeben.

Zu den Ställen, weit über den Hof gehen wir nicht, Knechte haben da zu tun. Die Kühe fressen sich noch auf den Wiesen satt, die Hühner und all das Geflügel, sie picken und scharren in ihrem eigenen, riesigen Gehege.

Später machen wir mit einigen der Verwandten noch einen Besuch auf dem Gut Betgendorf, ein großes Auto fährt uns dorthin, eine Nichte von der Omi ist hier verheiratet. Ich lerne derweil draußen mit Hilfe der Vettern das Radfahren. Das gibt ein Geschreie und Gejauchze, anfangs immer um ein großes Auto, mit Anschieben und neben her laufen, lachen und in der Wiese landen.

Das dauert schon eine ziemliche Weile bis ich es mit der Balance heraus hab'. Ich kann sehr weit in die Landschaft schauen, weil ich allmählich immer sicherer werde. Wirklich, nach einiger Zeit kann ich's tatsächlich! Bei wem wir übernachtet haben, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls: die Reise bleibt unvergesslich und im Nachhinein erscheint

der Besuch der Omi in ihrer Heimat und zu den, für sie wichtigen Menschen dort, wie ein unbewusster Abschied, denn im selben Jahr, am 19. Dezember 1937, ist ihr Leben, hier auf der Erde, zu Ende gegangen.

Langenau 1

In meiner Erinnerung war jeder Sonnabend ein Reisetag, damals, bis zu meinem elften, zwölften Lebensjahr. Die ganze Familie, unsere Mutter Lucia, von unserem Vater liebevoll Lucelchen genannt, meine Schwester Felicitas, Feechen oder Fela gerufen, drei Jahre älter als ich, und mein Bruder Hans Joachim, unser Bübchen, weil er noch klein war und vier Jahre jünger als ich.

Wir alle zusammen fuhren zur Omi, Lucels Mutter, auf's Land in das Dorf L a n g e n a u. Vater Alfons reiste zwar auch dahin, aber er kam immer nach, weil er ja noch arbeiten musste. Vor unserer Schulzeit ging die Fahrt schon früher los, später erst nach der Schule. Und am Sonntagabend reisten wir wieder zurück.

Und jedes Mal gestaltete es sich ein bisschen aufregend. Das Schöne daran war für uns Kinder die Veränderung. Hier lebten wir fast den ganzen Tag draußen. Die Eltern beschäftigten sich mit anderem.

Ein anders Schönes: Die Reise war wirklich eine Reise, mit allem was dazu gehört. Immer gab es etwas zu tragen, ein Köfferchen, Taschen, auch manchmal ein Koffer oder ein Netz. Wir nahmen nicht nur die Straßenbahn, wir mussten auch umsteigen in die, meistens fauchende, Eisenbahn. Erfreuten uns an der Fahrt, an den Haltestellen steckten wir unsere Köpfe zum Fenster hinaus oder drückten uns an den geschlossenen Fenstern die Nasen platt.

Das Aussteigen gestaltete sich ebenfalls immer spannend, unsere Mutter guckte genau, ob jeder von uns nichts vergessen hat. An der Bahnstation erwartete uns dann, zu guter Letzt, Lucels Bruder Aloys, unser Onkel Alo, mit kurzem A, wie Allo, gesprochen, mit Pferd und Wagen.

Aber nicht nur all die Wochenenden, auch die vielen Feiertage und alle Ferien verlebten wir bei unserer Großmutter und ihrem Jüngsten, Alo. Der Anfang der Unternehmung sah meistens so oder ähnlich aus:

Wenn meine Schwester und ich am Sonnabend aus der Schule kommen, zeigt unsere Mutter sich in leichter Erregung, weil es der Reisetag ist.

Ein kleineres Durcheinander in der Wohnung verstärkt den Eindruck, dass es wieder die Uhr ist, die zu schnell läuft, sehr zu unserer Mutter Verdruss. Sie läuft einfach schneller als sie hinschauen kann. Darum verfällt sie immer mal in Erstaunen und Schreck über die tatsächliche Uhrzeit, wenn sie zeitlich bestimmte Termine einhalten möchte oder muss, wie Abfahrtszeiten von Zügen oder wichtige Verabredungen. Sie packt und sucht zusammen, was sie mitnehmen will: Etliches zum Stopfen und Flickern, bei drei Kindern nicht zum Verwundern. In Langenau gibt es helfende Hände, die alles in Ordnung bringen. Und als wir kleiner waren, gab es diese Hilfen auch uns zu behüten.

Ein Heiliger Abend in Langenau

Sieben Jahre bin ich nun schon alt und jedes Jahr freue ich mich am allermeisten auf den Heiligen Abend. Natürlich feiern wir ihn wieder bei der Omi auf dem Land.

Vor einigen Tagen hat uns Onkel Alo mit dem großen Schlitten in Zipplau von der Bahnstation abgeholt. Die Glocken am Pferdegeschirr bimmelten im gleichen Takt mit dem Trapp-Trapp der Hufe, während die Kufen über den gefrorenen Schnee glitten. Dick eingemummelt, der eisige Wind blies uns scharf um die warm verpackten Ohren, vergnügten wir Kinder uns jedes Mal dabei. Unsere Eltern freuten sich mit uns.

Heute Morgen nun weckt mich Fela und ruft aus ihrem dicken Federbett heraus: „Aufwachen, er ist da, der Heilige Abend!“ Ich schlüpfte schnell aus meinem Bett, kuschelte mich zu ihr ins Warme: „Noch soooo viele Stunden bis zum Abend!“

„Du wirst sehen, so lange wird es nicht dauern“, tröstet sie mich.

„Wie still es draußen ist“, denk' ich laut vor mich hin.

„Vielleicht hat frischer Schnee wieder alles zugedeckt“, belehrt mich Fela.

Leise öffnet sich die Türe, die rundliche Frau Lenser, Omis langjährige Hilfe, kommt herein, „Guten Morgen ihr Zwei“, ruft sie uns aufmunternd zu. „So, ich mach's euch jetzt warm“!

Sie kann das sehr gut, bei ihr geht's angenehm schnell! - Da, jetzt bullert das Feuer im eisernen Ofen ordentlich. Schon nach kurzer Zeit durchzieht eine wohlige Wärme den vorher ziemlich kalten Raum. Mit einer Kanne heißen Wassers sorgt sie sogar für unsere Katzenwäsche. Wir beiden Schwestern, Fela ist zehn, haben nämlich oben unser Zimmer, aber Bübchen mit seinen drei Jahren schläft bei den Eltern unten.

Nach dem Frühstück vergnügen wir uns alle drei im Schnee. Wie Fela es erraten hat: über Nacht rieselten neue Flocken auf die alten herab und die Sonne macht daraus ein andauerndes, vielfältiges Glitzern. Überall kullern wir uns, glitschen ohne Schlittschuhe auf dem zugefrorenen Teich, fallen übereinander, rutschen immer wieder die Böschung hinunter, aber leise und unauffällig rutscht meine Erwartung auf den besonderen Abend immer mit.

Nach der Mittagsmahlzeit schickt unsere Mutter uns nach oben, wir sollen uns ein Weilchen hinlegen. „Es wird ein langer Tag heute für euch, Kinder“, aber „Bübchen bleibt hier. Und schön oben bleiben, wenn es soweit ist, hört ihr das Glöckchen“, ruft sie uns nach.

Wir fügen uns ihrem Wunsch und hangeln uns die Treppen hoch. Aber unsere Spannung verflüchtigt sich nicht beim Liegen. Unten gibt es eine Menge zu tun, wir stören dort nur.

Zu Omis Haus gehört nämlich ein großer Laden. „Kolonialwaren“, steht an der Hauswand und dazu gibt es noch eine Gastwirtschaft. Für die Erwachsenen gibt es da noch viel Arbeit.

Natürlich soll auch im Haus für den festlichen Abend alles fertig sein.

Nach unserer Ruhepause, es dunkelt schon, folgt der schwerste Teil des Tages: Mein Gedicht! „Süßer die Glocken nie klingen, als zu der Weihnachtszeit, es ist als ob Engelein singen, wieder von Frieden und Freud! Wie sie gesungen in Heiliger Nacht, wie sie geklungen in seliger Nacht, Glocken mit heiligem Klang, tönen die Erde entlang“. Auswendig kann ich es zum Glück, aber meine Betonung gefällt Fela nicht.

„Es hört sich nicht so gut an“, kritisiert sie mich.

„Ich kann es eben nicht richtig“, gebe ich etwas störrisch zurück.

„Ach probier's noch mal“, ermuntert sie mich und ... ich folge ihr. Nach diesem geglückten Versuch nun das Allerschwierigste: Auf einen großen, weißen Doppelbogen will ich mit Federhalter und Tinte den

Gedicht-Text aufschreiben, ohne mich ein einziges Mal zu verschreiben!

Eine gewaltige Arbeit. Voller Hingabe male ich langsam und sorgfältig Sütterlin-Buchstabe für Sütterlin-Buchstabe, bis ich endlich aufatmen kann und Fela mich lobt. „Hach, bin ich froh!“

Ein paar Stammbild-Engelchen klebe ich zur Verschönerung auf das vordere Blatt und ganz unten schreibe ich noch:

„Für mein liebes Omichen! Deine dankbare Enkelin Annelie, die Dich sehr lieb hat“.

Fela kann ihr Gedicht natürlich längst und ihr Gedichtbogen sieht passend dazu aus: „Von draus' vom Walde komm' ich her, ich muss euch sagen, es weihnachtet sehr, all überall auf den Tannenspitzen, sah ich goldene Lichtlein blitzen. Und wie ich so ging durch den finstern Tann', sah' mich das Christkind freundlich an. „Knecht Ruprecht“, sprach es, „alter Gesell hebe die Beine und spute dich schnell, die Kerzen fangen zu brennen an, und das Himmelstor ist aufgetan“.

Nun könnte sofort der Heilige Abend beginnen. Meine Neugier quält mich, auf Zehenspitzen, leise, leise, tappe ich die Stufen herunter, ich möchte nur mal gucken, wie es unten steht.

Ich durchquere die Küche, hier riecht es verlockend nach einem Gemisch aus Schokolade und Honig, nach Zitrone und Zimt, Mandeln und Rosenwasser.

Ein Glück, niemand hier! Ich wage einen Blick durchs Schlüsselloch der heute besonderen Türe. Nichts kann ich sehen, ich halte mein Ohr dicht an das Holz, leider vernimmt es nur Rascheln, während mein Herz dabei schneller schlägt.

Deutlich höre ich jetzt etwas anderes, aber aus dem Laden: Ein Metallgeräusch. Der große Eisenriegel wird in die Halterungen der Eingangstüre gelegt. Schluss mit dem Verkaufen!

Endlich! In mir jubelt es, nun wird uns bald das Glöckchen rufen! Vorsichtig schleiche ich wieder nach oben und berichte.

Kurz danach kommt Martha, Omis Hausmädchen, mit unserem Abendbrot: „Ihr sollt euch beeilen und das Umziehen nicht vergessen“, verkündigt sie uns. Wir hören nur noch, wie sie die Treppen hinunter stapft.

Dann sitzen wir, wie fein angezogene Schaufensterfigürchen, mit unseren selbst gemachten Geschenken im Arm und warten gespannt.

Da, endlich ertönt, worauf wir so sehnsüchtig warten: Das zarte Klingeling, Klingeling! Schon unten im Korridor empfängt uns eine feierliche Ruhe. In der Küche gesellen wir uns zu den anderen leise Wartenden. Ein Momentchen stehen wir gespannt vor der noch geschlossenen Türe, Bübchen mit roten Wangen auf Muttis Arm, unser Väterchen, Onkel Alo, Hans Schwohl, sein zuverlässiger Knecht und die stille Martha.

Das Glöckchen läutet noch einmal, die Türe geht auf, wie von einer Geisterhand geöffnet. Omichen steht da, angestrahlt vom Kerzenlicht und empfängt uns.

Ein Staunen und Schauen, ich fühle mich wie eingehüllt von diesem Lichtermeer. Der Tannenbaum, geschmückt mit Sternen und Lametta, Süßigkeiten und Engelhaar funkelt und leuchtet. Ein warmes Strahlen geht von ihm aus, von allen Zweigen bis zur spiegelnden Spitze oben. Ein Duft von Tannengrün und Kerzenschmelz durchzieht das Zimmer. Unter dem Baum ausgebreitet liegen viele Päckchen, dazwischen unsere vielgeliebten Puppenkinder – beide mit echtem Haar von Muttis abgeschnittenen Zöpfen – in neuer, von der Omi künstlerisch gehäkelter Garderobe.

An einer Seite der Tisch mit den vielen und mit verschiedenen und fast überquellenden Leckereien beladenen „Bunten Tellern“.

Kaum haben wir uns umgesehen, pocht es kräftig an der Außentür. Onkel Alo geht sie zu öffnen. Laut, in wuchtigen Stiefeln, stapft Knecht Ruprecht ins Weihnachtszimmer, gehüllt in einen schweren Pelz, hoch gewachsen und mit breiter Figur, eine hohe, bunte Wollmütze bedeckt

seinen Kopf, die tief, fast bis zu seinen Augen, reicht und ein mächtiger Vollbart umrahmt sein Gesicht. Kaum kann ich es sehen.

Über seiner Schulter trägt er einen gefüllten Sack und die Rute klemmt unter seinem Arm. „Einen schönen Heiligen Abend, ihr wisst, ich komme vom Christkind“, begrüßt er uns mit tiefer, aber langsamer Donnerstimme. Ich vergesse beinahe zu atmen vor Schreck.

„Seid ihr lieben Kinderchen auch immer recht brav?“ Er guckt uns dabei genau an. Zuerst wendet er sich an Fela: „Wie steht's bei Dir, hast du gut gelernt?“ Er sieht sie an. „Kannst du was aufsagen?“

Sie nickt bescheiden, während eine zarte Röte ihr Gesicht überzieht, knickt sie, trägt tapfer ihr Gedicht vor und knickt wieder.

Knecht Ruprecht ist vollauf zufrieden, lobt sie, öffnet seinen Sack, sucht darin herum und reicht ihr ein kleines Päckchen.

Nun guckt er zu mir, vor Aufregung bleibt mein Herz beinahe stehen.

„Und du, wie geht's bei dir“, grummelt er. „Bist du auch brav gewesen?“ „Lieber Gott“, denke ich, „So ganz brav, das geht bei mir doch gar nicht“.

Ich antworte etwas zittrig und fast flüsternd: „Ja“. „Kannst auch du etwas?“ Ich nicke schüchtern, knickse ebenfalls und lege los mit meinem mühsam Gelernten! Er tätschelt mir die Wange.

Es ist geglückt! Auch für mich findet er ein Geschenk in seinem Sack. Unser jeweiliges Danken beantwortet er mit einem winzigen Lächeln.

Bei Bübchen wird es schwierig. Auf Muttis Arm geborgen, seine Wänglein glühen, fängt er beinahe zu weinen an, als er angesprochen wird. Er schluckt nur, nickt spärlich als Knecht Ruprecht ihn sanft anspricht. Natürlich bekommt auch er ein kleines Geschenk aus dem Sack. Den wirft nun Knecht Ruprecht über seine Schulter.

„Gesegnete Weihnachten wünsch' ich euch allen“, nimmt noch einmal jeden in Augenschein, und mit: „Weil noch so viele Kinder auf mich warten“, dreht er sich stampfend zur Türe, von Onkel Alo nach

draußen begleitet. War da nicht vom Hof das Wiehern seiner Pferde zu hören?

Jetzt erst liest unsere Mutter die Geschichte vom Jesuskind in der Krippe, dann singen wir alle „Oh Tannenbaum“, „Es ist ein Ros' entsprungen“, und „Oh, du Fröhliche“. Danach wünschen wir uns gegenseitig ein schönes Weihnachten mit Küsschen und Umarmungen.

Unsere Eltern, die Omi und wir, verteilen gegenseitig die liebevoll ausgesuchten Geschenke. Wir packen aus und die Spannung löst sich in Begeisterung und stiller Freude auf!

Wir naschen ausgiebig von Omis selbst hergestelltem Marzipan, den gefüllten Schokoladenherzen, bunten Leckereien, Nüssen und farbigen Kringeln. Wir danken, futtern, spielen, bewundern und singen andächtig „Stille Nacht“.

Gegen Mitternacht ruft Glockengeläut zur Christmesse. Wir kuscheln uns in alles Wärme, denn die vierhundert Jahre alte Dorfkirche hat keine Heizung. Wir brauchen ja nur über die Chaussee zu gehen und ein paar Schritte hügelan über den Friedhof. Die weiße Landschaft vom Mond beleuchtet, am tiefdunkelblauen Himmel begeistert mich das Geflimmer der Sterne. Der Schnee wirkt, als würden überall verstreut Brillanten herumliegen. Jeder Schritt knirscht unter den Stiefeln auf dem gefrorenen Weg. V

on überall her strömen die Leute der Kirche zu, mir gefällt ihr leises Gemurmel, ich fühle mich so wohl in dieser friedvollen Stimmung. Fela und ich, wir sind beide glücklich, gehen hinter den Erwachsenen her, bis nach vorne in „unsere“ zweite Bank.

Die Helligkeit im Kirchenschiff blendet uns fast. Als der Pfarrer Ohl mit den Messdienern an den Altar kommt, braust die Orgel auf, alles Schöne und Heilige scheint sich dabei zu verbinden, so himmlisch klingt es.

Während der Predigt schlafe ich ein und Bübchen auch, aber die

Orgelmusik mit ihren vielstimmigen Klängen macht mich wieder wach! Gegen Ende der Messfeier singen alle noch einmal die vertrauten Weihnachtslieder. Ich höre unserm Väterchen mit seiner frohen Tenorstimme gerne zu.

Beim Hinausgehen wünschen sich alle Kirchgänger gegenseitig „frohe Weihnachten“ oder „ein gesegnetes Fest“. Mir kommt es so vor, als wären alle voll Freude in dieser Nacht.

Auf dem Weg zurück stolpere ich fast über meine Füße vor Müdigkeit. Aber bevor wir im Schlaf versinken, stellen Fela und ich gemeinsam fest: „Es war wieder ein wunderschöner Heiliger Abend“!

Eine leise Frage bleibt: „War der Bart vom Knecht Ruprecht echt? Nein, er war es nicht, der ganze Knecht Ruprecht war leider auch kein echter, denn: Als wir im Sommer auf dem Dachboden von Omis Haus spielten, fiel uns doch zu unserem riesengroßen Schreck, in einem Karton, eine Weihnachtsmann-Maske in die Hände.

Wir: total fassungslos und auch überrascht. Wir haben uns dann aber versprochen, beim nächsten Heiligen Abend nicht aufgeregt zu sein und uns nicht täuschen zu lassen! War die Mütze, die er auf dem Kopf hatte, nicht eigentlich Omis wunderbarer, kunstvoll gearbeiteter Kaffeewärmer für die große Kanne?“

Wie auch immer, wir sehen es ein, in unseren warmen Betten: Der geheimnisvolle Heilig Abend-Zauber war viel stärker als der geheimnislose Fund an einem verregneten Sommertag.

Auf dem Dorf

Da kommt auch die Martha, unser Hausmädchen, mit einem blitzsauberen Eimer in den Stall. Sie steuert auf die erste Kuh zu, berührt sie leicht, murmelt ihr etwas zu, es hört sich ein bisschen wie „na Alte“, an, greift sich zielsicher den Schemel mit den drei Beinen und schon sitzt sie direkt am prallen Euter.

Christa darf nah heran gehen zum Zugucken, aber sehr vorsichtig, damit die Kuh nicht unruhig wird, sie könnte sonst gegen den Eimer treten und die gute Milch verschütten.

Wir hören sehr schnell die verschiedenen Zischlaute, mit denen die Milch auf die Eimerwand und dann auch auf die schon Gemolkene trifft. Martha zapft an jeweils zwei Zitzen mit schnellen Bewegungen, es sieht sehr leicht aus.

Nachher als sie fast fertig ist darf es Christa einmal versuchen, dabei merkt, sie wie schwer es ist, auch nur ein paar Tropfen heraus zu melken. Und rote Ohren kann man davon bekommen.

Ja, Martha braucht starke und feinfühligere Hände. Sie muss auch noch Acht geben, dass die „Alte“ ihr nicht mit ihrem Schwanz in ihrem Gesicht herum wedelt.

Christas Augen leuchten. Später ruft uns unsere Mutter mit kräftiger Stimme zum Abendbrot.

Onkel Alo biegt gerade zur rechten Zeit in gemütlichem Trab in den Hof ein. Martha hat nun alle Kühe gemolken. Hans versorgt die Pferde genauso gut wie die Kühe mit wohl gut schmeckendem Futter, denn sie tauchen ziemlich schnell ihre Köpfe in die Krippe.

Zum Essen versammeln wir uns alle um den großen Tisch im Telefonzimmer mit den zwei großen Fenstern zur Dorfstraße hin. Martha und Hans essen in der Küche, Hans bekommt noch extra eine deftige Milchsuppe. In gemütlicher Runde berichtet Christa von ihren Erlebnissen mit großer Begeisterung und Onkel Alo erzählt zu

unserem Vergnügen ein paar lustige Geschichten.

Nachher zeigen wir Christa die ruhigen Teile des Hauses: Den großen Saal mit dem riesigen, eisernen Ofen, die Bühne mit den bunten, beweglichen Kulissen und den, fast dunklen Umkleideraum für die Schauspieler.

Draußen dämmert es schon stark, eine Stille breitet sich über den Hof, er wirkt wie schlafend und Hund Bello macht sein erstes Nickerchen. Eine leichte Feuchtigkeit liegt in der Luft.

Wir verabschieden uns von den Erwachsenen und verziehen uns nach oben in unser Zimmer. Fela und ich schlafen in dem einen, Christa in dem anderen Bett. Wir reden und erzählen noch ein Weilchen im Dunklen miteinander bis wir uns vor Müdigkeit kaum noch eine „Gute Nacht,, wünschen können.

Zum Frühstück kommen wir in eine Aufregung. Hans hat es zuerst gesehen, das Schreckliche. Ärgerliches und Trauriges zugleich: Ein Fuchs ist in der Nacht in den Hühnerstall eingebrochen, in dem auch etliche Enten schliefen und er hat da so fürchterlich gehaust, dass wir den Stall gar nicht sehen dürfen .Bis auf den Hof alles voll Blut und Federn. Der Mörder selber allerdings zeigt sich nirgends. Er hat auch in der Nachbarschaft Unheil angerichtet.

So treffen sich einige junge Männer mit Onkel Alo auf dem Hof. Sie müssen ihn finden, damit der Fuchs nicht noch mehr Federvieh raubt. Sie beginnen zu suchen, wir sollen uns abseits halten, damit wir nicht im Wege stehen.

Wir suchen uns ein Plätzchen beim Haus, von dem wir alles übersehen können, aber mit klopfendem Herzen. Die Leute gucken überall nach, auf dem ganzen Grundstück, in alle stillen Winkel und versteckten Ecken, unter Büschen, in der Remise und zwischen den Holzkloben. Und plötzlich wie aus dem Nichts flitzt etwas Rotbraunes, schneller beinahe als wir alle gucken können von einer Hofseite zur anderen,

geradewegs auf die Männer zu, die vor dem Gartentor stehen. Eh einer sich versieht, ist er, wohl vor Schreck, rasend schnell in das Dunkle unter der Veranda geflüchtet.

Einige Leute bilden eine Art Wand um sie, während andere mit langen Stöcken und ausgedienten Peitschenstielen in dem Dunklen herumstochern, um das Tier zum Herauskommen zu bewegen. Sie bedrängen es sehr und nach einer Weile will der Fuchs auch weg, aber so schnell, dass die Männer gerade noch seinen Schwanz festhalten können.

Es beginnt ein Kampf, sie ziehen und ziehen sogar zu mehreren, er will sich aber nicht fangen lassen, er zieht um sein Leben bis, auf einmal ein Ruck, die Leute haben nur die ausgerissene Rute in den Händen, ohne Körper, der verschwindet wieder in seinem Versteck. Vorher schon ist einer der Fänger losgegangen um mit Pferd und Wagen, mit einem Käfig oben drauf zurück zu kommen.

Nun arrangieren die Bauern alles sehr geschickt, so dass der Fuchs durch die weiteren Bedrängungen mit den Stöcken dann doch kommt und genau in den Käfig läuft.

Wir gucken alles aus sicherer Entfernung mit an, wir haben einen Zorn gegen ihn, wegen der vielen Toten im Stall, aber als er da so mit dem Käfig auf den Wagen gehoben wird, mit blutiger Körperrückseite war uns sonderbar zu Mute.

Eilig erkundigten wir uns, wohin er gebracht wird. Onkel Alo beruhigt uns „auf s freie Feld, wo er kein Unheil anrichten kann“.

Allmählich klingt unsere Erregung ab, die man uns noch eine Weile ansehen kann, unsere Gesichter glühen.

Christa gefällt es sehr bei uns. Onkel Alo lädt uns zu einer kleinen Fahrt in die Wiesen ein. Dabei müssen wir durch eine Flussfurt fahren. Das Pferd darf im Wasser stehen bleiben zum Trinken und es säuft eine Menge Wasser.

Der Fluss heißt „Kladau“, so lernt Christa unser Sommergegnügen kennen, wenn wir dort baden haben wir manchmal die Gesellschaft

von netten, fetten Wasserratten, die aber ganz schöne Augen haben. Christa sagt“ hui „ und schüttelt sich.

Wieder auf dem Hof wird es Zeit Abschied zu nehmen. Wir packen unsere Sachen zusammen, unsere Mutter guckt, ob alles beieinander ist. Der Bus hupt, er hält direkt vor unserem Haus.

Knicksen und danken und „Auf Wiedersehen“. Jetzt weiß Christa auf einem Bauernhof endlich Bescheid und kennt die wichtigsten Tiere sogar von sehr nah. Sie strahlt meine Mutter an, als wir uns trennen und sagt: „es war so schön“ und „darf ich noch mal wieder mitkommen?“.

Einquartierung

Einquartierung in Langenau, Kreis Danziger Höhe! 1940! Seit Kriegsbeginn im vorigen Jahr brausten eine Menge Laster mit Wehrmachtsoldaten durch unser Dorf.

Schon manchmal machten sie Halt bei uns, brachten ihre lärmenden Fahrzeuge zum Stehen, war ja genug Platz um den Teich. Schon damals, ich bin erst fünfzehn Jahre alt, fühlte ich mich leicht verwirrt als unser Haus überquoll von all den jungen Männern. So viel Nähe hatte ich noch nie erlebt.

Vorher freute ich mich, wenn ich den netten Polizistensohn mal von we i t e m sah. Die Soldaten damals schwärmten durch das Haus und kauften den halben Laden leer. Derweil spendierten die Bewohner Aufschnitt und Brötchen.

In der Küche ein großes Gewusel, denn nicht nur die Semmel zurecht machenden Frauen wussten, diese jungen Männer fahren direkt in den Krieg.

Unsere Chaussee bildete einen Teil der direkten Strecke nach Polen, dem Kampfgebiet! Seit ein paar Jahren wohne ich hier bei meiner Omi, sie wollte damals meine Gesellschaft.

Es ist sehr traurig, aber seit zwei Jahren liegt sie schon auf dem Friedhof, bei der Kirche, gleich gegenüber. Seitdem benötigen meine Mutter und ihre beiden Brüder diese ganze Zeit für die Erbklärung: Über den Besitz der Großmutter, den „LADEN“. Eine Gastwirtschaft mit Saal, dazu gehörendend das Kolonialwaren-Geschäft.

Binahe alles kann man da bekommen, von Petroleum bis Twist, von Peitschen und Pralinen, einfachem und feinem Schreibpapier, zart duftende oder Kernseife bis zu Salzheringen.

Natürlich auch Holz und Kohlen, Schlemmkreide und die Farben: Rot, Weiß, Blau und Pudelschwarz. Die Landwirtschaft, ebenfalls wichtig, darf nicht vergessen werden.

Eines Tages, Anfang Februar, ich komme mit dem Zug aus Danzig von der Schule, holt mich Karl, unser Knecht, mit dem Schlitten von der Bahnstation Zipplau ab.

Auf der Dorfchaussee bemerken wir viele Soldaten. Karl und ich wundern uns nicht, das hatten wir schon öfter. Doch dann, beim Heimkommen ändert sich die Lage, denn einige junge Männer in Uniformen, bewegen sich wie selbstverständlich in privaten Räumen des Hauses.

Vom Onkel erfahre ich, dass diese Soldaten erst einmal bleiben. Eine leichte Infanterie-Kolonne, vierzig, fünfzig Leute. Keine großen Fahrzeuge gehören zu ihnen, aber eine Gulaschkanone und ein paar Pferde. Einige davon stehen schon in unserem Stall. Zehn Männer erhalten Quartier in unserer Jagdstube – ein Gästezimmer für frühere große Jagdossen - jetzt breiten sie Stroh darin aus, damit sie etwas weicher liegen.

Einige Nächte wohnt ein Offizier im Salon, bis er woanders eine ruhigere Unterkunft findet. Unser Telefonzimmer soll dem Stab als „Schreibstube“ dienen und so lässt es sich nicht vermeiden, dass die Soldaten erst durch unseren Privatkorridor in dieses Dienstzimmer gelangen.

Die Tage und Wochen verstreichen, den Dorfleuten gefällt die Abwechslung. Diese lebensfrohen, zu Späßchen aufgelegten Burschen beleben ihre Umgebung.

Einmal findet auch ein spannendes Fußballspiel zwischen den Soldaten und der Dorfjugend statt, sehr zu unserem Vergnügen und dem der anderen Zuguckenden. Wir klatschen kräftig für die Gäste. Aus ihrer Gulaschkanone wird sogar Suppe für alle ausgegeben. Manche trinken auch mal zu viel, dann wanken sie leicht schwankend in ihre Bauernquartiere.

Ganz ungewohnt hören sich für uns all ihre Dialekte an. Sie kommen aus den Gegenden um Aachen und Köln, um Stuttgart und München vor allem.

Manchmal gellt aus der Schreibstube das widerwärtige Gebrüll des Feldwebels, ich bemitleide den armen Angeschrienen von ganzem Herzen. Auch bei andersartigen Schikanen, denen die jungen Männer unterworfen sind, bedaure ich sie sehr.

Allmählich fühlen die Männer sich etwas heimisch mit den Dorfbewohnern, irgendwie ist es, als gehörten sie dazu. Mich kennen viele, weil ich im Laden manchmal helfe. Sie rufen mir Grüße zu, winken mir auf dem Rad nach, es ruft von dort oder hier: "Hallo, Fräulein Annie", ein Nicken, ein Lachen, mal eine kurze, harmlose Unterhaltung, nie verhält sich einer unerfreulich.

Auch fragt mal der eine oder ein anderer bescheiden nach einer Möglichkeit sich zu treffen, aber ich verhalte mich wie es üblich ist, freundlich, lächelnd, aber sehr zurückhaltend.

Dennoch genieße ich die Verehrung ein bisschen. Einer allerdings, Helmut Backers, versucht es immer wieder mit einer Bitte für ein Rendezvous, es fällt ihm sichtlich schwer, meine vielen „Neins“ zu akzeptieren. Ist er womöglich verliebt?

Aber dann, eines Tages begegnen wir uns auf diesem privaten Korridor, niemand in der Nähe, ich weiß nicht wie es geschah, in Sekundenschnelle hält er mich fest, drückt mich sanft gegen die Wand und noch eh ich Luft holen kann, hat er seinen geschlossenen Mund auf meinen gedrückt, sehr fest und sehr intensiv, lange!

Irgendwo, ein Geräusch, er lässt mich los, in mir nur Leere, wie ein Schock, ich schleppe mich ins Wohnzimmer vor den großen Spiegel. Gucke auf meinen Mund, immer wieder, erschüttert, schaue mich verzweifelt an: So sieht also ein gefallenes Mädchen aus!

Verloren, hoffnungslos verloren fühle ich mich. Denn so nennen die Erwachsenen ein Mädchen mit Kind und ohne Mann.

Hier gibt es keinen Menschen, dem ich mich anvertrauen kann. Die Erwachsenen sind vollauf mit Arbeit beschäftigt und niemand bemerkt meinen Zustand. Ich rolle mich innerlich zusammen und wie mit angehaltenem Atem verbringe ich die Nacht und den

vormittäglichen Unterricht in meiner sehr frommen Klosteroberschule.

Rase dann, noch immer in hoffnungsloser Traurigkeit, zur Firma Baltoil, in die Josephsgasse, in der Nähe des Danziger Hauptbahnhofs. Fela, meine Schwester, drei Jahre älter als ich, mein einziger Trost, arbeitet hier.

Im Büro angekommen, klopfte ich eilig an das Kundenfenster, sie guckt hoch, kommt gleich, schiebt es hoch, ihr Gesicht zeigt dabei einen leichten Anflug von sich-ein-bisschen-gestört-fühlen, fragt aber doch, mit erstauntem Blick: „Was ist los?“

Und ich flüsternd: „Ich kriege ein Kind“! Sie zieht ihre Stirn in Längsfalten, deutet stumm auf die Kundensitzecke, während sie gleichzeitig: „Ich komme sofort“, haucht und das eingerahmte Glas nach unten zieht.

Im Nu setzt sie sich zu mir mit: „Was ist passiert?“ Sie kennt die Soldaten auch von ihren Wochenenden bei uns.

Ich flüstere: „Der Backers hat mich geküsst“!

„Und weiter“, will sie wissen.

Ich empöre und etwas trotzig: „Nichts weiter, was denn noch?“ Woraufhin sie mit Milde und Trost in der Stimme leise verkündet: „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, du bekommst bestimmt kein Kind!“

So schnell lässt sich meine Angst nicht besänftigen, ich kann es nicht glauben!

„Wieso nicht?“, bohre ich mit dem gleichen Tonfall weiter.

Sie beschwichtigend: „Du kannst jetzt beruhigt nach Hause geh'n, heute Abend erkläre ich dir genau, warum nicht!“ Und wie zur Bekräftigung: „Du kannst dich darauf verlassen!“

Mir rollt ein Riesenstein vom Herzen!!! Richtig verstehen kann ich es zwar nicht, aber Fela vertraue ich vollkommen. Wir trennen uns und ich hoffe auf den Abend. Da holt sie dann die versäumte und verspätete Aufklärung nach, die mich nun einerseits endgültig von meinen

Ängsten befreit, mich aber trotzdem furchtbar entsetzt. Und fassungslos bin ich, als Fela auf meine Frage: „Und unsere Eltern?“ sagt: „auch“!

Da ist es für mich klar: „Ich heirate nie“!

Unser Reden endet sehr spät, zur Nacht bleibe ich in unserer Stadtwohnung. Frohgemut und ziemlich viel klüger fahre ich nach der Schule wieder aufs Land. Den Kuss-Dieb allerdings schaue ich gar nicht mehr an.

Nicht lange danach, elf Wochen sind vergangen, Ostern steht beinahe vor der Tür, kommt das Kommando zum Abmarsch für die Truppe und zum großen Abschied für alle. Und zu ihrem ersten Einsatz! Später erfahren wir, dass ihn nur sehr wenige Männer überlebt haben. So war diese Einquartierungszeit ein Erlebnis und ein besonderes für mein Erwachsenwerden dazu. Auch eine gewisse Traurigkeit hängt daran.

2005 Erinnerung Alles dahin!

Die Gebäude, der Laden, der Hof mit Rosswerk (mit Pferden betriebenes Kraftwerk) und Pumpe mitsamt den Gärten. Diese, so lange schon bebaute und genutzte Fläche in Langenau, einem Dorf, das zur Danziger Höhe zählt, bildete das elterliche Zuhause meiner Mutter.

Jetzt – verschwunden, wie weggewischt! Aber in mir „lebt“ das Anwesen weiter, durch die jahrelange Vertrautheit wirkt es dort, wie in mein Inneres fotografiert.

Zum Beispiel: Der Blumengarten – Lieblingsort meiner Großmutter – mit vielfarbig sich rankenden Wicken, zart rosa blühenden Rosenhecken, hohe und dichte Fliederbüsche wie ein Zaun und etlichen anderen Blumensorten. Jede einzelne Blüte verströmte ihren ganz eigenen Duft, der mich und alle einhüllte, die ihn besuchten.

Am gemütlichsten, das einladende Ausruheplätzchen inmitten der fast wuchernden Büschepracht, der zartduftenden Schneebälle und dem intensiver zu spürenden Duft der Jasminblüten.

Einmal sitzen dort Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Kind, meine ältere Schwester, traulich auf ein Foto gebannt, zusammen.

Zu Ostern natürlich, auch dann, wenn er manchmal noch weiß überpudert vom Schnee ist, suchen wir Kinder hier mit großem Vergnügen die versteckten, bunten Eier.

Oder der Gemüsegarten – auch er war meiner Omi wichtig – mit Beeten in Reihen, in denen die verschiedenen Gemüsesorten heranwachsen, wie süß die ersten Mohrrüben schmeckten, die ich selbst herausziehen und ungewaschen, nur mit dem Taschentuch abgerieben, essen durfte.

Genauso wie der kräftige, grüne Blättersalat mit den braunen Zeichnungen, den ich für die Mahlzeiten pflückte, nur mit Zitrone,

Sahne und Zucker zubereitet, noch heute erinnert sich meine Zunge an den damaligen Wohlgeschmack.

Eines Tages fragen sich einige Leute im Dorf verwundert: „Was wächst denn Sonderbares bei Frau Jeremie (Omis Nachname) im Garten? Was leuchtet da so rot?“ - „Eine neue Kartoffelsorte?“

Allmählich erfahren sie: „Das ist eine neue Gemüsesorte, die Früchte heißen T O M A T E N!“ Man staunt! Die Omi pflanzte und erntete die ersten im Dorf!

Weiter hinten glückte schon mal, der von üppigen Obststräuchern umrahmte und mit Entenflott fast zugedeckte Teich. Meine Mutter etwas in Sorge, weil er vom Haus nicht zu sehen ist, erzählt mir kleinem Kind eines Tages eine mich aufregende Geschichte über ihn: „Da in dem Teich wohnt, tief unten am Grund, eine alte, einsame Wasserhexe mit ziemlich langen Armen. Wenn sie sich allein fühlt, fängt sie mit ihnen kleine Kinder ein, die am Teich spielen oder an ihm entlang laufen. Sie zieht sie dann zu sich ins Wasser, nimmt sie mit in ihr Reich und niemals gibt sie sie wieder zurück. – Weißt du jetzt, warum du nie an den Rand des Teiches gehen darfst?“

Ich habe gut zugehört, mir dreht sich alles im Kopf vor Schreck, aber hingehen will ich doch. Als ich mich am nächsten Tag vorsichtig und leise der Gegend des Gartens nähere, klopft mein Herz sehr schnell, ich bleibe sicherheitshalber hinter den Büschen stehen, duck' mich ein wenig und rufe: „Alte Wasserhexe kommt doch heraus!“

Ich sehe den Teich nur durch die Zweige und plötzlich kommt es mir so vor, als würde sich an der Oberfläche etwas bewegen, aber, sie bleibt still.

Bisschen gruselig ist mir schon, aber ich locke sie weiter und ein wenig will ich sie auch ärgern. Ich hüpfte um das ganze Rund hinter den Sträuchern und rufe lange und singe so laut ich kann: „Komm' doch, hier bin ich, fang' mich!“ und weiter: „Du kriegst mich hier doch nicht,

alte Wasserhexe!“ Auch wenn es dabei in mir zittert.
Es nützt nichts, sie lässt sich nicht sehen. „Aha, sie hat Angst vor mir“,
blitzt es in mir auf und, das gefällt mir!

Nach dem Krieg, seit 1945, gehört das Land dem polnischen Staat. Das Dorf erhielt einen polnischen Namen: „Legowo“. und seine Chaussee entwickelte sich, nach dem Wegfall der früheren Grenzen, zu einem Teilstück der Transitstrecke: Gdansk – Warschau. Obgleich sie viele Jahrzehnte, sogar Jahrhunderte für Pferdegespanne genügte, später auch für Gefährte mit größeren Pferdestärken, für die neue Bestimmung eignete sie sich nicht so gut.

Ein enormer Verkehr rollte seitdem über die Dorfstraße, die dafür eigentlich zu schmal mit ihrem Asphalt-Belag und dem sandigen Sommerweg war, zu kurvig, um schneller vorwärts zu kommen. Noch immer wird sie gesäumt von hinter gepflegten Gärten behaglich liegenden Bauernhäusern, die von damals ertragreichen Ernten erzählen.

Jetzt wurde eine gerade, vielspurige Straße gebraucht. Der elterliche Grund und Boden meiner Mutter lag genau an der richtigen Stelle, auch wenn es eigentlich ein historischer Platz war: Schräg gegenüber der Kirche aus dem 15. Jahrhundert hatte hier damals der erste Krug - eine kleine Gastwirtschaft wurde früher so genannt - seinen Standort erhalten.

Allerdings, bei einem Besuch vor dreißig Jahren, stand das Hauptgebäude noch, aber es befand sich in einem den Zeitläufen entsprechendem Zustand.

Dennoch fand die Erinnerung einen winzig kleinen Faden in der Realität und verbunden mit der alten Kirche in der Mitte des Ortes auf einem Hügel thronend und leicht versetzt dem Großelterlichen gegenüber spinnt sich das Garn ein wenig weiter.

Mein inneres „Fotoalbum“ ist leider das einzige, das noch „existiert“. So werde ich den Versuch wagen, die Bilder darin zu beschreiben.

Die Eltern meiner Mutter führen einen Geschäftsbetrieb, dazu gehören: Eine Gastwirtschaft mit Schankraum, Gast- und Jagdstube, ein großer Saal mit Bühne und beweglichen Kulissen, Kolonialwaren aller Art, Molkereiprodukte, Schreib- und Kurzwaren, Petroleum und Heringe. Farben und Schlämmkreide, auch Peitschen und Pralinen, Holz und Kohlen. Ein Bauernhof mit über sechzig Morgen Land.

Wenn ich mich in die Mitte des Hofes auf das Rosswerk setze, umgrenzen die Außenwände der Gebäude fast eine Art Viereck-Freifläche: Nach Norden eine Wand aus einem Stall für Pferde, Kühe, Schweine, einem schmalere für das Federvieh und der Scheune mit den großen Toren. Die Erntewagen fahren hinein, die Knechte laden ihre Garben ab und mit dem leeren Leiterwagen geht es erst in den Garten, durch eine scharfe Rechtskurve und das offene Gartentor wieder über den Hof zurück über die Chaussee ins Hochfeld.

Neben diesem Garteneingang links an das letzte Stück der Scheune unten angelehnt, die breite Hütte für den Wachhund „Tarras“, der meistens an der langen Kette mit Argusaugen und Argwohn alle Bewegungen in seiner Umgebung beobachtet.

Wenn ich mich nach Westen wende, fällt mir gleich die Jaucheecke auf, nahe der Stalltüre, die so wichtig fürs Ausmisten ist. Als Seitenansicht zeigt sich ein Toilettenhäuschen, das dritte in der Reihe, sie stehen günstig zum Güllegraben.

Wenn ich am ersten vorbei gehe, bin ich im Holzschauer, mit seinem etwas windschiefen, leicht abgeflachten Dach, vorne halboffen, mit drei ehemals stabilen Wänden. Nein, man braucht keine Angst zu haben, sie brechen nicht zusammen, der Schober ist nur sehr alt.

Holz liegt überall aufgestapelt, mal auch ungeordnet. Vorne steht ein breiter, etwas rundlicher Hackklotz, er wird nicht nur gebraucht, wenn ein Huhn in den Suppentopf soll. Jeder Holzkloben für den Ofen wird hier in fingerdicke Späne verwandelt oder in größere Stücke gespalten.

Die Winter sind kalt und lang!

Gleich daneben hütet der Speicher wichtige Materialien. Die Farben Pudelschwarz, Ziegelrot, und Himmlischblau, ebenso die Schlämmkreide, müssen von hier in den Laden geholt werden. Auch verschiedene Sorten Getreide warten auf ihren Transport zur Mühle. Das Ende der Wand trifft im Süden mit dem massiven Hoftor aus dunklem, hartem Holz zusammen. Es hat mein silbernes, zartes, für mich kostbares, Kinderarmband nicht mehr herausgegeben, das in einen Spalt gerutscht war. So sehr ich auch gebettelt und geangelt habe.

Linkshändiger Krankheitsgewinn

Die Erwachsenen sind manchmal sonderbar. Warum nennen sie mein eines Händchen „schön“, aber das andere, mit dem ich immer zuerst zugreife, das bezeichnen sie als das „falsche Händchen“? Das verstehe ich nicht.

Auch beim Begrüßen von Tanten und Onkeln höre ich wieder und wieder bei den Ermahnungen meiner Mutter: „Vergiss nicht den tiefen Knicks und denk’ an das schöne Händchen!“

Oft zuckt es gewaltig im „Nichtrichtigen“, aber meistens besinne mich unter den groß aufgerissenen und streng schauenden Augen meiner Mutti.

Bei Tisch zu Hause ist es so ähnlich, wenn ich zum Löffel oder zur Gabel greife, sofort bemerkt sie es, rügt mich manchmal gleich oder erinnert mich mit ihrem „sprechenden“ Blick.

Aber sonst stört sie mich nie. Beim Spielen nicht, wenn ich mit der Schere hantiere oder beim Malen bin mit Buntstiften mit meinem Lieblingshändchen. Weil, sie ist dann mit anderem beschäftigt.

Das ändert sich, als die Schule beginnt: Beim Schreiben auf der Schiefertafel mit dem Griffel. In meinem Zugreihhändchen liegt er genau richtig. Ich male die Buchstaben so fein von der großen Klassentafel ab, das kann die Lehrerin am Gequietsche des Griffels hören, oben rechts fange ich an, aber das nette Fräulein Preuß ist nicht damit einverstanden.

Sie zeigt es mir genau: „Mit dem richtigen Händchen musst du schreiben“, sagt sie und erklärt: „Von der linken zur rechten Seite ist es richtig!“ „Das ist gar nicht leicht“, denk’ ich in mich hinein.

Zu Hause übe ich weiter, aber sofort flutscht der Griffel in meine allerliebste Hand. Ich male die Sütterlin-Buchstaben fast genau ab, doch dann verdirbt mir meine Mutter alle Freude. Ich muss wieder die Händchen wechseln, jetzt sitzt sie in meiner Nähe und guckt in eine

Zeitung, es scheint nur so, aber in Wirklichkeit sieht sie dauernd zu mir rüber.

Mir gefällt das nicht. „Muttichen, hast du nicht etwas in der Küche zu tun?“ Sie schüttelt ihren Kopf und lachend, mit ihrem Zeigefinger leicht drohend, ruft sie: „Freundchen, Freundchen!“

Aber allmählich gewöhne ich mich an die Schreibhand und die Erwachsenen sind froh. Nur beim Essen hören die Ermahnungen einfach nicht auf. Bis, ja bis zu einem Sommertag, einem normalen Alltag.

Wir erleben die Ferien im Dorf Langenau bei der Großmutter und Onkel Alo, ihrem Sohn. Zur Mittagsmahlzeit braucht die Köchin Kompott. Das Eingemachte wird im Saalkeller aufbewahrt. Martha, Omis Hausmädchen, eilt, es zu holen und ich gehe mit ihr. Die Bühne im Saal ist fast leer, bis auf die Kulissen an den Seiten. In dem Bühnenboden aus dickem Holz, ist auf der linken Seite die Luke kaum zu sehen, die sie nun hochstemmt und nach hinten kippt, dann öffnet sie in der vorderen Bühnenwand eine kleine Pforte und ‚schwups, klettern wir die Stufen hinunter, hinein in den süßen Apfelduft, denn auf langen Holzgestellen lagern hier auch die geernteten Äpfel.

Weil ein kleines Fenster den Raum erhellt, findet Martha schnell die Gläser, sie nimmt zwei, mir gibt sie eines in die Hand. Oben angekommen trägt sie sie gleich in die Küche.

Derweil will ich mich nützlich machen: Stell' mein Glas zur Seite, schließe die kleine Pforte, strecke mich total aus, um die umgelegte Luke zu erreichen, schaffe es sie auch anzuheben, doch als sie hoch steht, knallt sie schneller als ich denken kann, mit ihrer ganzen Schwere in voller Wucht krachend auf den Pfortenrand!

Ein fürchterlicher Schrei schießt aus mir heraus! Mein Daumen liegt dazwischen!!! Rasend schnell kommt Hilfe. Die Luke wird gehoben, ich bin geschockt, wie abwesend. Der Daumen ist zwar frei, aber blutet

so sehr, dass sich eine Blutspur hinter mir bildet. Die Familie ist sehr erschreckt, meine Mutter holt gleich die langen, weißen Leinenhandtücher und wickelt sie in mehreren Lagen behutsam um meine Hand, während sie mich voll Mitleid und Sorge anschaut. Der helle Stoff rötet sich schnell.

Draußen auf dem Hof wird in fliegender Eile ein Pferd angespannt, Onkel Alo hilft mir, als alles fertig ist, auf den Wagen. Ich zittere wie ein erschrecktes Kaninchen. Im Galopp geht es die fünf Kilometer zum Arzt nach Praust, dem nächsten Ort.

Der Doktor erwartet uns, er weiß schon Bescheid. Mein Daumen ist, fast, in der Mitte gespalten.

„Es wird eine längere Behandlung nötig sein“, stimmt er uns auf die Zukunft ein und mit „Morgen sehen wir uns wieder“, verabschiedet er uns, nachdem er sorgsam und vorsichtig - wegen der Schmerzen - die Wunde versorgt hat.

Die kranke Hand muss ich nun in einem Tuch tragen, darf sie nicht bewegen, soll selbst langsam und nicht wild sein!

Wieder zurück, sitze ich mit meiner Mutter beim verspäteten Mahl, ich esse, ohne Ermahnung!

Der Aufregung zum Trotz: Ich genieße es, nun muss sie es erlauben!
Der verletzte Daumen nämlich steckt an der rechten Hand!

Meine schlimme Verletzung verhilft mir noch zu einer anderen, wenn auch nur vorübergehenden, Freude. Das kommt, glaub' ich davon, weil ich das Mittelkind bin. Ich bekomme etwas, das ich seit der Geburt meines Bruders fast verloren habe. Bübchen ist das Glück und der Augenstern meiner Eltern. Fela, meine große Schwester, glänzt durch Sanftmut und Zuverlässigkeit. Beide sorgen mit ihrem Verhalten für das Wohlbefinden unserer Eltern.

Nur i c h mache ihnen mit meinem Wildsein, meiner Spontaneität und Neugier, Unruhe und Sorgen. Manchmal kommt es mir in den Sinn,
39

ob ich vielleicht gut für sie bin, zu schwierig zum Liebhaben. Vielleicht hat der Esel mich wirklich im Galopp verloren, wie sie mir manchmal im Spaß drohen.

Nun jedenfalls, bin ich für die folgenden Tage d i e Hauptperson! Soviel Aufmerksamkeit für mich! Jeden Tag, wirklich jeden Tag wird für mich, ganz allein für mich, angespannt! Eine volle Woche lang, weil der Doktor den Daumen sehen und behandeln will.

Alle nötige Arbeit wird liegen gelassen, weil Hans, unser Knecht, mich wie eine Prinzessin die Landstraße entlang kutschieren muss. In der zweiten Woche jeden dritten Tag! So wichtig bin ich lange Zeit nicht gewesen wie in diesen Ferientagen, mein Herz ist sogar ein bisschen geschwollen davon.

Einen ganz großen Erfolg für immer, hat mir der Unfall auf jeden Fall bereitet: Keine Ermahnungen mehr! Beim Essen: Gemütlichkeit für mich, auch wenn es manchmal nicht das hübsche Händchen ist, mit dem ich zugreife.

Die Reise

Mit leicht angespannter Miene sitzt unsere Mutter Lucia in der Straßenbahn und zählt etwas unruhig ihre drei Kinder ab und gleichzeitig das Gepäck. Schließlich ist ihr heute wieder die Zeit davongelaufen. Sie wünscht es sich und hofft insgeheim, dass der Zug doch bitte warten möchte. Wir sind auf unserer regelmäßigen, wöchentlichen Reise zur Großmutter, Lucias Mutter, es könnte auch ein Ferienanfang sein. Wir Kinder, meine drei Jahre ältere Schwester Felicitas, genannt „Feechen“, wegen ihrer sanften Art, elf Jahre alt, mein kleiner, vierjähriger Bruder Hans Joachim, genannt „Bübchen“, und ich, ziemlich wirbelig, werde im engen Familienkreis „Mäuschen“ gerufen, obgleich ich die achtjährige Annaliese bin – freuen uns sehr wenn wir dorthin fahren, auch wenn sich der Beginn immer etwas hetzig gestaltet.

Trotzdem, noch nie ist uns die Eisenbahn, oder später der Omnibus, vor unserer Nase weggefahren. Unser Vater fehlt natürlich, aber wegen seiner Arbeit kommt er später nach. Eigentlich ist L A N G E N A U, so heißt das Dorf, in dem unsere Omi, als Witwe mit ihrem Sohn Aloys lebt, unser zweites Zuhause.

Unsere Fahrt beginnt jedes Mal mit einer Art „Schnellgang“, von unserer Wohnung in Danzig–Langfuhr, vom Brunshöfer Weg fünf bis zur Straßenbahn-Haltestelle in der Hauptstraße.

Wir beiden Großen traben brav hinter unserer Mutter her, die Bübchen fest an der Hand hält, denn sonst galoppiert er überall hin, er liebt Pferde so sehr, deshalb die Gangart, aber keiner weiß, ob er anhält, wo er's soll.

Wir erreichen, allen Gefahren des Verkehrs ausweichend, sicher die Halteinsel. Da, sie kommt schon, die Straßenbahn Linie „2“.

Nachdem alle verstaut sind, lädt die Fahrt ein bisschen zum

Verschlaufen ein. Die Allee mit ihren doppelten Baumreihen links und rechts dehnt sich lang aus, aber in der Augen unserer Mutter flackert eine leichte Unruhe. „Danziger Hauptbahnhof“, verkündet der Schaffner. Er hilft uns freundlich heraus und auf das Gepäck müssen wir auch Acht geben.

Nun alle aufpassen, dass wir beieinander bleiben, rüber laufen in die Halle, durch die Halle, dann, vorsichtig, die vielen Treppenstufen herunter und wieder die nächsten treppauf! Und da steht sie: Riesengroß, zischend, in weiße Dampfwolken gehüllt: u n s e r e Lokomotive! Am Bahnsteig!

Vielleicht ächzt und stöhnt sie gerade: “Ich hab’ nur auf euch gewartet“!

Fräulein Groth

Im Jahre 1938 sitze ich in der Freistadt Danzig als Quintanerin in der „Marienschule der Ursulinen“, einer Ordens-Oberschule für Mädchen, am Vorstädtischen Graben.

Der Unterricht liegt fast ausschließlich in den Händen der Nonnen, den Religionsunterricht allerdings, den erteilt der sanfte Herr Prälat Papenfuß. Wir erwarten Mater Clothilde für die Deutschstunde.

Als sich die Klassentür öffnet, erscheint statt ihrer, Mater Oberin mit einer etwas rundlichen Frau in weltlicher Kleidung und stellt sie uns vor: „Das ist Fräulein Groth, sie wird euch in Deutsch unterrichten.“ Ein tiefer Atemzug: „Mater Clothilde muss andere Aufgaben übernehmen.“

Mir gefällt das ganz und gar nicht. Die Neue guckt ernst, sieht streng aus und lächelt keinen Moment. „Warum eigentlich, jetzt mitten im Schuljahr“, trotzt es still in mir. „Schließlich haben wir uns an Clothilde gewöhnt“, rumort es weiter in mir.

Fräulein Groths Lieblingsthema: „Das unendlich lange Deutschtum unserer Stadt und die Ungerechtigkeit, dass wir nicht zu Großdeutschland gehören, wie es sein sollte.“

In einer der nächsten Stunden stellt sie es als Ärgernis dar, redet und redet, ich höre nicht sehr aufmerksam zu, und mitten im Unterricht, sagt sie plötzlich in ruhigem Ton zu Annemarie Reiß, einer Mitschülerin: „Annemarie, bitte geh' mal nach draußen und bleib' da auch.“ Ein Luftholen dazwischen: „Was wir hier durchnehmen interessiert dich nicht und wird dich auch nicht und hat dich nicht zu interessieren.“

Stumme Verwunderung liegt über dem Raum. Alle gucken zur Angesprochenen hin, die da brav und still an ihrem Platz sitzt, aber dann sofort, ohne sich um zu sehen, hinausgeht.

Fräulein Roth redet etwas von „Sie-gehört-nicht-direkt-zu-uns.“ Ich höre gar nicht mehr hin.

„Ich verstehe das einfach nicht“, jammert es in mir, außerdem zur gleichen Zeit: „Wieso darf sie rausgehen und ich nicht, ich möchte auch, ich will ihr Gesellschaft leisten.“ Wir haben schließlich bei ihr zu Hause zusammen gespielt.

In der Pause sause ich sofort zu ihr. Sie steht angelehnt an die Wand, allein. „Wieso, warum?“, frag' ich irritiert. „Ich hab' keine Ahnung, ich versteh' und versteh's einfach nicht“, klagt sie.

In den nächsten Stunden sitzt sie, als wäre nichts gewesen, wieder mit uns zusammen. Aber am nächsten Tag kommt sie nicht und am übernächsten hören wir, dass die Familie verreist sei.

Ach so, denke ich, der Vater ist Chefarzt im städtischen Krankenhaus, da geht es wohl nicht anders. Aber mit der Zeit merken wir, sie kommt gar nicht mehr.

Einige Monate später tauschen wir in einer großen Pause unsere Poesiealben untereinander, nachher freut sich jede über die Verse und ich mich auch über meine.

Fräulein Groth soll auch etwas hinein schreiben, in die anderen und auch in meines. Als sie es mir zurückgibt, blättere ich neugierig die Seite auf.

Da steht: „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen. Damit wir alle und Du auch zu einem starken Großdeutschland gehören. Mit Grüßen R. Roth.“

Jetzt gehen mir die Augen richtig auf. Weil auch allmählich etwas heimlich und leise durchsickert: Dieses Fräulein Groth ist den Nonnen zwangsweise ins Schulnetz gesetzt worden. Sie soll unbemerkt von anderen kontrollieren, dass nicht im katholischen, sondern im nationalsozialistischen Sinn unterrichtet wird, sie, eine 150-prozentige Nazi-Aufpasserin! Sie also hat Annemarie von der Schule gegrault, weil sie wohl wusste, aber niemand von uns Schülerinnen

ahnte, dass Annemarie und ihre Familie als katholisch getaufte, jüdische Deutsche lebten.

In Danzig hat die braune Bewegung noch keine absolute Macht, obgleich die Synagoge im gleichen Jahr brennt, aber nicht v e r brennt.

Erst viel später habe ich erfahren: Die Familie Reiß hat die Zeichen rechtzeitig erkannt, sie sind weit fort in die Immigration gefahren, wohl bis nach Australien. Ja, und die Nonnen verloren 1939 sofort ihre Schule.

Eine neue Erfahrung

Nun muss ich mich aber beeilen. Seit neun Monaten arbeite ich, sechzehn/siebzehnjährig, im staatlich angeordneten Pflichtjahr. Mein Dienst beginnt jeden Tag, außer sonntags, um 8 Uhr in der Adolf-Hitler-Straße 120, zweite Etage in Langfuhr (Vorort v. Danzig). Hier erwartet mich die freundliche, zierliche Frau Münch. Die gebildete und verwitwete Dame wohnt hier mit ihrem sechzehn Jahre alten Sohn Dieter. Sie braucht mich zum Sauberhalten ihrer Wohnung: Also Putzen, Parkett scheuern, Abwaschen - und nicht zu vergessen - Staubwischen mit zum Teil außerordentlicher Vorsicht.

Eigentlich sollte das Pflichtjahr als Hilfe für Mütter mit kleineren Kindern dienen, aber bei Frau Münch gibt es einen anderen Grund: Sie leidet an einer bedrohlichen Blutkrankheit, die sich mit Injektionen etwas eindämmen und sie manchmal wegen starker Kopfschmerzen leicht taumeln lässt.

Vielleicht hat aber auch die Mitgliedschaft in der NS-Frauenschaft geholfen. Wirklich, morgens sieht sie öfter elend aus. Wenn ich mich nach ihrem Befinden erkundige, winkt sie nur lächelnd und etwas wankend ab. Aber sie klagt nie.

Übrigens, den „Führer“ liebt sie sehr, sie glaubt auf gar keinen Fall, dass er etwas mit dem Schrecklichen zu tun hat, von dem meine Mutter erfährt und von dem ich ihr erzähle. „Ach Kind, das sind alles seine unfähigen Unterbeamten, der „Führer“ weiß davon bestimmt nichts“, verkündet sie mir dann und macht mich sprachlos.

Die Wohnung wirkt großzügig, geschmackvoll mit edlen Möbeln und kostbaren Teppichen eingerichtet, strahlt sie eine gelassene Gemütlichkeit aus. Besonders durch die Ausrichtung der drei Haupträume: Sie bilden eine Art Zimmerflucht, die durch die zwei großen, offenen Flügeltüren einen vollkommenen Durchblick ermöglichen.

Der letzte Raum ist sofort als Dieters Reich zu erkennen, weil eine besondere Skulptur auf seinem halbhohen Bücherschrank den Blick anzieht. Der fröhliche, zart gebaute Dieter, er besucht das Gymnasium, bildet gewissermaßen eine Einheit mit seiner Mutter, herzlich und vertrauensvoll gehen sie miteinander um.

Nachmittags geht es oft zum Reiten und Springen in seine Hitlerjugend-Reiterstaffel, sein allerliebstes und ihn fast ausfüllendes Vergnügen: Umgang mit Pferden!

Zu seinem fünfzehnten Geburtstag hat ihn seine Mutter mit etwas, für Dieter Wunderbarem beschenkt: Ein edel gewachsenes, berühmtes, wie frei lebendes Springpferd, den Kopf hoch erhoben, als Terrakotta-Gebilde, in feinstem, rötlich-braunem Ton modelliert, gerade in dem Moment festgehalten, in dem das Pferd zum Sprung ansetzt, ungefähr in den Maßen: Fünfundfünfzig Zentimeter in der Breite und achtundvierzig in der Höhe. Beide Vorderbeine, fast graziös in der Luft gebogen, seine anderen beiden noch fest auf der Erde, hier eben auf dem Sockel.

Mutter und noch viel, viel mehr der Sohn erfreuen sich sehr an dieser wirkungsvollen, grazilen Figur: Am Morgen und ebenso beim Heimkommen „begrüßen“ seine Augen dieses Lieblingsobjekt, egal aus welcher Entfernung, auf seinem Bücherschrank.

Am Anfang meiner Arbeit zeigte mir meine Pflichtjahrmutter genau, wie ich Staub wischen, worauf ich achten soll. Beim Pferd nur ein vorsichtiges Pinseln und nur in Ausnahmefällen meine eine Hand unter den Pferdebauch, gleichzeitig mit der anderen den Sockel anfassen.

Natürlich, ich will hier ja nichts ramponieren, ich merke mir alles und tue was sie sagt. Es läuft auch gut, bis auf einen Tag im Spätwinter!!

Da passiert das nicht denkbare Unheil! Ich bin am Vormittag allein in der Wohnung, ich wische Staub, wie so oft, ich mache alles, wie ich's soll und kenne. Auch dieses Mal wie angeleitet, eine Hand am Bauch,

die andere fasst den Sockel. Nur, heute, zu meinem namenlosen Schreck – halte ich z w e i Teile in meinen Händen, nun hängen alle vier Füße in der Luft, der bräunliche Unterbau total separat, wie nicht dazu gehörend.

In rasender Geschwindigkeit saust ein elektrischer Schlag durch meinen Körper von den Haar- bis zu den Zehenspitzen: der Schock! Etwas so Kostbares ist mir zerbrochen, vom Wert her auch, aber viel schlimmer noch: Dieters Freude, sein Teuerstes - außer seiner Mutter - ist kaputt! Und es ist m i r passiert!

Die Verzweiflung packt mich, die Enttäuschung, die ich ihnen bereite! Die Angst kriecht in mir hoch vor dem furchtbaren Donnerwetter, dem Schimpfen, dass auf mich niederprasseln wird, auf mich, die doch alles gut machen will. – „Du bist wirklich zu nichts zu gebrauchen“, wie meine Mutter in für mich schwierigen Fällen feststellt, wenn mir mal etwas herunter fällt und zerschlägt oder damals, als ich ihr mit der Butterdekoration helfen wollte und aus Versehen die Porzellan-Butterdose beim Rosenformen so unglücklich gedreht habe, bis sie zerborsten mit der Butter auf dem Küchenboden landete.

Ich, eine einzige Enttäuschung! „Kannst du nicht aufpassen, du bist kein gutes Kind“, höre ich sie noch schelten.

Plötzlich, der Schlüssel dreht sich im Schloss! Oh Gott, ich zittere, ich bin mir ja selbst böse. Ich nehme all meinen Mut zusammen und gehe Frau Münch entgegen, sie schaut mich an: „Kind, was ist mit dir los, du bist ja ganz weiß?“ Sofort schießen mir die Tränen aus den Augen, ich ziehe sie ins Wohnzimmer und berichte ihr schluchzend von meinem Desaster und weiter zu Dieters Bett, wo die zerbrochene „Augenweide“ liegt.

Frau Münch sagt zuerst nichts. Sie ist, glaub ich, geschockt, aber sie zeigt es nicht, doch als sie die Teile sieht, stößt sie nur ein kurz geformtes „Dieter“ aus. Dann will sie a l l e s genau wissen.

Ich berichte ihr, wie es sich zugetragen hat. „Ich weiß auch nicht, wie es geschehen konnte“, es ist mir ein Rätsel. Aber weil ich immer noch

weine, sagt sie sanft: „Weine nicht mehr.“ Beinahe wollen schon wieder Tränen heraus, keinen einzigen Vorwurf macht sie mir!

Sie überlegt stattdessen, wie sie es anstellen kann, dass es wieder heil wird. Sie holt eine große Tasche und weiche Handtücher, wickelt die einzelnen Teile ein, verstaut sie vorsichtig zum Transport - ehe Dieter kommt und sein Pferd so sieht - fährt sie zum Geschäft Rosenthal, in der Hoffnung, dass sie dort eine Lösung finden.

So sitze ich wieder allein, mit immer noch klopfendem Herzen, denke, dass Ärger oder Zorn doch noch zum Ausdruck kommen, ich verstehe ohnehin nicht, dass sie mir ihr Mitleid zeigt, so ohne Groll in der Stimme hat sie zu mir gesprochen.

Frau Münch erklärt bei ihrer Rückkehr hoffnungsfroh, im Geschäft wird man alles versuchen. Da kommt auch Dieter fröhlich zur Türe herein, seine Mutter schickt ihn zu mir, und im gleichen Moment, in dem er den Raum betritt, sieht er, ruft erschreckt: „Mein Pferd!“

Ich sitze zitternd wie Espenlaub am Fenster, und während ich ihm versuche die Unglückssituation zu schildern, kullern Tränen fast unaufhaltsam über mein Gesicht.

Auch er ist nicht zornig, reagiert nicht mit böse sein. Er bittet mich mehrmals zwischen meinem traurigen Bericht: „Wein’ doch nicht“, beinahe flehentlich, „bitte wein’ doch nicht.“

Ich bin gerührt und kann es irgendwie kaum glauben, dass auch von ihm keine Beschuldigung kommt, keine vorwurfsvollen Anklagen.

Als mir nach gemeinsamen Essen immer noch heruntertropfende Tränen bis in den Mund kullern, fordert er mich auf, mit ihm, aber für mich als Trost und Ablenkung gedacht, seine anregenden Kunstbücher anzugucken, ein Vergnügen an dem wir uns oft ergötzen, eben weil er weiß, es erfreut mich sehr.

Er tröstet mich, streicht mir leicht über den Arm, er möchte mich ablenken und meine Traurigkeit vertreiben. Zum ersten Mal in meinem Leben erfahre ich Trost statt Schimpfen, freundliche Zuwendung statt Abwertung. Mein Leben lang werde ich diese neue

Erfahrung in meiner Erinnerung aufbewahren.

Zum Abschluss: Es hat auch mit dem, von mir „Verletzten“ ein gutes Ende genommen. Die vornehme Firma Rosenthal, hatte leider, im Gegensatz zu Frau Münch, auch nach einer Woche keinen Einfall für eine „Heilung“ entwickelt.

Dieters Mutter dagegen besorgte einen hohen, länglichen, dicht mit Holz- und Osterwolle gefüllten Karton, in den sie vorsichtig den empfindlichen Ton-Körper kopfüber in das Gemenge versenkte, von irgendwo einen Keramik-Zauber-Kleber auftrieb und die beiden herausragenden Fußenden und die entsprechenden Sockelstellen damit achtsam und intensiv zugleich einrieb.

Danach fügte sie behutsam und schnell beide Teile – den Sockel auf die Füße – zusammen. Nach e t l i c h e n Wochen: Der Klebstoff erwies sich als „Wundersalbe!“ Er hielt wirklich die verbundenen Teile fest zusammen! Doch zur Sicherheit und um die nur schwach sichtbaren Bruchstellen zu verdecken, wand Frau Münch um jedes der zwei rassigen Pferdefesseln einen sehr dünnen, schmalen, passend zum Ton eingefärbten Leukoplast Streifen.

So kehrte die nun h e i l e Skulptur in vollendeter Grazie wieder an ihren alten Platz zurück, zur Freude ihrer „Heilerin“, des überglücklichen Sohnes und der außerordentlich dankbaren Verursacherin, die dann schon das Pflichtjahr beendet hatte.

1942

Gerade haben wir das Neue Jahr begrüßt - mit Bangen und dem Ausruf - leise gesagt von unserer Mutter: „Wenn doch bloß der Krieg zu Ende wäre und dieses ganze Hitler-System dazu!“

Unser Vater ist nur für ein paar Tage aus Paris gekommen, wohin seine Firma ihn versetzt hat. Meine Schwester, genannt Fela, drei Jahre älter und mein Bruder genannt Jochen, fast vier Jahre jünger, gehören auch zur Familie und erinnern gleichzeitig und flüsternd an den „Haustürhörer“, der als Hauswart im Haus für „nationalistische“ Ordnung sorgt. Auch in der eigenen Wohnung ist äußerste Vorsicht notwendig.

Vom Krieg direkt spürt man in Danzig fast nichts. Außer in der Zeitung: Die schwarz umrandeten Anzeigen, die von einem „ehrvollen Tod“ von ganz jungen Männern, die „für Führer und Volk“ gefallen sind, sprechen.

Im Stadtbild sieht man leicht verwundete Soldaten, Arm in der Schlinge oder auch mal humpelnd, manchmal mit Auszeichnungen und selbstverständlich auch Gesunde. Auf dem Bahnhofsgelände kann man die martialisch auftretenden Soldaten erleben, die mit Polizeigewalt ausgestattet sind, die jeden streng auffordern können, sich auszuweisen. Nicht nur in mir lösen sie Angst aus, einfach so.

Für unsere Mutter, wie für alle Hausfrauen, hat sich das Einkaufen ziemlich erschwert: Die wichtigsten Lebensmittel sind nur mit Lebensmittelmarken erhältlich. Entsprechend braucht man für Kleidungseinkäufe weiterhin Kleidermarken. So bilden sich öfter mal Schlangen vor den Geschäften, weil alles bewirtschaftet ist und viele Männer in den Betrieben fehlen. Unsere Mutter, so wie viele andere, kommt oft ganz erschöpft nach Hause vom Anstehen in den Schlangen vor etlichen Geschäften.

Mir selbst, mit meinen siebzehn Jahren, geht es ganz gut. Drei Monate arbeite ich noch bei meiner Pflichtjahr-Familie, dann ist das Jahr herum und dieser Pflichtdienst zu Ende.

Frau Münch, die Dame des Hauses und ihr Sohn Dieter, genauso alt wie ich, machen mir das Arbeiten leicht durch ihre freundliche und verständnisvolle Art. Allerdings, Frau Münch verehrt Adolf Hitler, seeehr!

Wenn ich ihr von den unerfreuliche Begebenheiten berichte von denen meine Mutter erfahren hat, politischerseits, sagt sie ganz betroffen: "Das ist ja gar nicht gut, aber Kind, der Hitler hat doch keine Ahnung davon, das sind nur seine unzuverlässigen, schlechten Unterbeamten, die das zu verantworten haben".

Da bin ich dann jedes Mal sprachlos.

Meine Arbeit hier in der Adolf-Hitler-Straße im zweiten Stock sieht so aus: Ich muss mich um die gutbürgerliche Wohnung kümmern, drei große, ineinander gehende Räume unterteilt von entsprechenden Flügeltüren, zwei kleinere Zimmer und das Übliche.

Auf Anweisung scheuere ich mit Persil den Parkettfußboden - sehr zum stillen Ärger meiner Mutter, die das ausnützerisch findet - pflege ihn hinterher ausgiebig mit Fett, ich putze und sauge, wasche ab und bin natürlich für das äußerst achtsame Staubwischen zuständig. Außerdem übe ich, auf Frau Münchs Bitte, mit Dieter die richtigen Tanzschritte, weil es für ihn wichtig ist, sie in der Tanzstunde zu können. Wir versuchen es selbstverständlich mit der entsprechenden Musik, aber nach etlichen Takten stellt er auf Grund seiner Fehler und mit Bedauern zerknirscht fest: „Ich kann es nur mit Zählen“!

Ist ja auch kein Wunder, denk' ich mir, er ist neben dem Gymnasium noch in der HJ-Reiterstaffel. Immer schon gehört sein ganzes Herz dem Reiten und den Pferden. Wir beide verstehen uns gut, ich finde es ein bisschen schade, dass er so unmusikalisch ist auf dem Gebiet, mir gefällt Tanzen.

Könnte ihn mir auch als Jockey vorstellen, weil er kleiner als ich und

zartgliedrig gewachsen ist, im Gegenteil zu mir.

Noch eine kleine Information: Dass ich zu einer so kleinen Familie für diesen Dienst gekommen bin, liegt wohl an dem Kranksein meiner Pflichtjahrdame, sie leidet an einer schweren Anämie. Spritzen, von denen sie abhängig ist, sichern ihr Überleben. Deshalb hat sie wohl ein Pflichtjahrmädel bekommen, denn sonst wird der Dienst bei Kinderreichen geleistet. Vielleicht hat auch die Mitgliedschaft in der NS-Frauenschaft ein wenig geholfen.

Ende März dann der herzliche Abschied und ein hübsches Zeugnis, wonach ich „fähig bin einen Haushalt selbstständig zu führen“.

Ich danke, aber auch extra, weil ich so eine sehr schöne Erfahrung im ersten Teil meiner Zeit dort machen durfte. Und, ich werde sie bestimmt besuchen, denn wir wohnen im gleichen Vorort von Danzig, in Langfuhr.

Voller Spannung gucke ich in die Zukunft! Was wird sich entwickeln??? Meinen, eigentlich, vorgenommenen Lebensweg hab' ich mir selbst abgeschnitten, weil ich die Schule aus eigenem Antrieb zwei Jahre vor dem Abitur verlassen habe. Aus Ungerechtigkeitsgründen, die auch mit dem Politischen etwas zu tun hatten. Was bietet das Arbeitsamt?

Tja, es sucht Leute fürs Büro, für Handel und Verkauf! Damit kann man mich jagen. Was noch? Die Arbeitsamtsdame, fragt: „Würde das vielleicht etwas für Sie sein: Arbeit in einem Laboratorium?“ Ich werde hellhörig. „Das Danziger Gaswerk sucht so eine Kraft!“

In meinem Kopf schwirren die Gedanken durcheinander. „In Chemie war ich zwar keine Leuchte, aber es hört sich interessant an und versuchen könnt' ich's ja“. So als Praktikantin, nach einem Jahr kann ich auch wieder gehen. Einfach mal gucken!

Den Freunden erzähle ich davon. Sie schütteln den Kopf. „Weißt du, was man da braucht? Geduld, Geduld und nochmals Geduld, wo willst du die hernehmen?“

„Ich werde es schon schaffen für diese Zeit“!

„Es ist das große kastenförmige Haus mit den hohen Fenstern, rechts auf dem Gelände“, weist mir der Pförtner vorne am Eingangstor den Weg. Ich finde den Chef Herrn Dr. Hübner, gleich im Parterre treffe ich ihn in seinem Büro. Er erwartet mich schon, empfängt mich zuvorkommend, er ist sehr einverstanden mit mir. Er erklärt mir die Modalitäten und geht mit mir in den oberen Bereich, zeigt mir meine neue Wirkungsstätte - dieses, für meine Verhältnisse sehr große, hohe, durch die riesigen Fenster, helle Labor - und stellte mich Herrn Ribitza vor, dem freundlichen Laborleiter.

Pünktlich, am ersten April, sieben Uhr am Morgen, finde ich mich an meiner neuen Arbeitsstätte ein. (Nachdem ich mit etwas Mühe aus den Federn kroch. Halbsechs ist reichlich früh zum Aufstehen! Ein Stückchen Straße, dann durch einen kleinen Park und von unten kann ich schon die einlaufenden Züge hören. Das wird ein Wettlauf über die Treppenstufen!)

Nach dem Vorstellen der Kolleginnen und Kollegen mein erster Arbeitsauftrag: Ein Gramm pulverisierte Kohle in einem winzigen Porzellanschälchen auf v i e r Stellen nach dem Komma g e n a u abwägen! (So wird „wiegen“ dort genannt).

Schon gleich hier am ersten Tag wird meine schwache Geduld auf eine enorm harte Probe gestellt! Hier eine Winzigkeit, beinahe ein Hauch zu viel, dann wieder ein fast atomisiertes Etwas von diesem pechschwarzen Pülverchen zu wenig!

Es klappt und klappt lange nicht, erst gegen Mittag oder noch etwas später: Das EINE Gramm stimmt genau! Niemand ist verwundert über die lange Zeitspanne, die es gedauert hat, sie haben einen langen Atem mit mir, nur ein bisschen amüsiert zeigen sie sich über mein Gesicht. Meine Kleidung ist durch einen schwarzen Kittel geschützt, an meinem Gesicht kann jeder ablesen, was bis jetzt mein Auftrag war: Bei einem Blick in den Spiegel sehe ich einem Clown ähnlicher als

einer ernsthaften Praktikantin, schon gar nicht wie ich selbst.

So wie dieses lerne ich in der folgenden Zeit eine Destillation vorzubereiten und durchzuführen, bestimmte Stoffe im Benzolgemisch über die Temperatur zu erkennen. Ich weiß allmählich auch, was Feinfraktionierungen sind, auch das immer größte Konzentration bei der Arbeit äußerst wichtig ist, denn ein kleiner Riss im Kolben über dem Bunsenbrenner führt schnell zu einem lodernden Feuer!

Minimax, das Löschmittel, erfahre ich, gilt dann als erste und einzige Wahl. Und immer wieder spielen Zahlen und Rechnen eine Rolle, denn dieses Labor wird ja auch Betriebslabor genannt.

Es gefällt mir gut hier, die zwei, Frau Grunwald und Herr Skotschillas, stehen mir jederzeit hilfreich zur Seite, dafür bin ich ihnen sehr dankbar, der Lehrling Herrman gehört auch noch dazu und all die anderen, in den anderen Räumen.

Ich fühle mich ziemlich schnell aufgenommen. Am Ende des Jahres hat sich daran nichts geändert.

Seit dem Sommer singe ich im Kirchenchor. Mir fällt bei den Tenören ein besonders apter, aber dennoch sehr männlicher wirkender, junger Mann auf: Helmut! Gegen den Herbst gehen wir, wenn er nicht dienstlich unterwegs sein muss, zusammen nach Hause, manchmal auch mit kleinen Umwegen. Mein Vater gehört auch zu den Sängern und er sagt nichts dazu, wenn ich ein bisschen später als er zu Hause ankomme. Eigentlich studiert Helmut und weiß eine Menge interessanter Zusammenhänge. Nur drollig, dass mein Herz immer ein klein wenig schneller klopft, wenn ich ihn nur sehe.

Wir beide, meine Schwester und ich sind große Kinoliebhaberinnen, leider nicht zum Gefallen unserer Mutter, mal gehen wir zusammen, aber das fällt oft zu sehr auf, erst geht Fela und wenn ihre Kritik positiv

ausfällt, darf ich den Film auch anschauen. Denn ihr Urteil, ihre Ansichten sind für mich Leitschnur.

Eigentlich erlebe ich dann den Film doppelt, wir erzählen ihn uns auch. So begeistern wir uns für die Schauspieler und Schauspielerinnen: Zarah Leander und Marika Röck, aber auch Luise Ullrich und Theo Lingen, ach, so viele fallen mir noch ein.

Außerdem braucht unsere Mutter jederzeit Helfer für der Wohnung. So durchlebte ich dieses Jahr, voller Spannung und auch erschütternder Informationen. Offene Ohren und ein geschlossener Mund gehören auch dazu.

Ein Geschenk sondergleichen muss ich auch noch erwähnen: Frau Grunwald und ich liegen im Politischen auf derselben Linie: Keine Angst voreinander und auch gegenseitige Warnmöglichkeiten. So geht das Jahr 1942 zu Ende.

Analysen

Ein bisschen aufgeregt bin ich schon, heute am ersten 1. April 1942. Eilig durchquere ich die Altstadt um zu meiner ersten, richtigen Arbeitsstelle zu kommen. Durch mein Schuldesaster, ausgelöst von unserer hochprozentig nationalsozialistischen Deutschlehrerin, gefiel mir im Arbeitsamt von den angebotenen Stellen nur diese, obgleich ich in Chemie in der Schule nicht glänzte.

Da das große hellgraue Ding, ich sehe es von weitem mit seinem beträchtlichen, runden Umfang, hoch und nicht zu übersehen steht der Gasometer im Industriegebiet als Wahrzeichen des Danziger Gaswerks. Da will ich hin. Meine Absprache lautet: „Ein Jahr als Praktikantin im Laboratorium arbeiten“.

Ich hab' keine Ahnung, was mich dort erwartet. Durch das offene Tor zu einem weiten Hof frage ich mit „Heil Hitler“-Gruß beim Pförtner nach, der mir fast väterlich weiterhilft. Ich finde das richtige, frei stehende Haus und drinnen - was für ein sonderbarer Geruch - melde ich mich, wie abgesprochen bei dem Leiter, Herrn Dr. Hübner, hochgewachsen, etwas hager und mit Brille.

Er empfängt mich auf eine liebenswürdige Art, schließlich sucht er schon eine Weile nach einer passenden Hilfe. Nun bin ich hier, er scheint zufrieden mit mir zu sein. Nur ein paar Fragen stellt er mir und gleich darauf: „Ach bitte kommen Sie mit mir, ich will Sie oben vorstellen“.

Die Treppe hoch und links zur Tür herein. Herr Dr. Hübner stellt mich strahlend Herrn Ribitza, dem Laborleiter als „Ihre neue Kraft“, vor. Kaum hat mich dieser freundlich begrüßt, verabschiedet sich schnell der andere, höhere Chef. Herr Ribitza bietet mir einen Stuhl an, stellt eine Frage nach meiner Schulbildung und bei „Was wissen Sie über Kohle und ihre Verarbeitung?“ wird mir leicht heiß. „Leider nichts“, antworte ich tapfer. Er tröstend: „Das werden Sie hier alles lernen“ und

gleich danach in jovialem Ton: „Wir gehen eben mal rüber, damit die Kollegen Sie kennen lernen!“

Er geht voran in den großen Laborraum, der sehr hoch gebaut ist, durch drei Seiten Fensterfronten strömt helles Tageslicht hinein. An einem länglichen Experimentiertisch steht eine zierliche, kleine, junge Dame, etwas älter als ich, an einer Apparatur und rechnet. „Das Fräulein Grunwald“. Auf der anderen Seite kommt uns der größer gewachsene, schlanke „Herr Skotschilas“ interessiert entgegen, ein breitschultriger vitaler, junger Mann biegt um die Ecke auf uns zu. „Unser Lehrling, Gerhard“.

Noch ein Jüngling gesellt sich zu uns, klein und schnell in seinen Bewegungen. „Unser Erich, unser Helfer für alles“. Er sieht wirklich zupackend und zuverlässig aus. Alle begrüßen mich freundlich und wünschen mir viel Glück für den Anfang! Auf der anderen Seite des Labors vergisst mein neuer Chef nicht, mich dem, sehr viel älteren und auch ältlich wirkenden, hochgewachsenen und dünnen „Fräulein von Lettow-Vorbeck, zuständig für alle Wasseranalysen“, vorzustellen, die ein wenig distanziert zu mir hinunter schaut beim Handgeben. Auch „Herr Horn“, im Gasanalysen-Raum, gehen wir begrüßen, ein bisschen streng wirkt er und ist bestimmt viel älter als ich, vierzig Jahre, vielleicht?

So, nun kenne ich meine künftigen Mitstreiter, jetzt geht's an die Praxis. Herr Ribitza's Aufgabe: In winzige Porzellanschälchen soll ich ein Gramm fein gemahlene Kohle auf vier Stellen nach dem Komma genau, mittels einer analytischen Waage und einem kleinen, dazu passenden, Metallspachtel einwiegen! Er empfiehlt mir den geliehenen schwarzen Kittel überzuziehen. „Kohle ist immer schwarz!“

Stunden bin ich damit beschäftigt das Einwiegen zu schaffen, so unglaublich schwierig ist es!! Wo soll ich bloß die Ausdauer hernehmen? Nach einer Weile bin ich leicht schwarz „angemalt“, ohne es zu merken, sehr zum verhaltenen Amüsement meiner neuen Kollegen, die sich warmherzig nach meinem Befinden erkundigen.

Aber auch zum Glück für mich, denn sie nehmen mich in die Kantine zum Essen mit.

Allmählich und mit der Zeit geschieht das Wunder, in mir entwickelt sich Geduld! Ich brauche sie auch bei fast allen anderen Arbeiten, die ich durch die Monate und in den Jahren erlerne. Warten können: Eine notwendige Fähigkeit!

Ja, ich lerne und lerne und verstehe immer mehr von dieser Chemie und ihren Vorgängen. Das gefällt mir sehr! Mit den Kollegen bin ich in gutem Kontakt, Achtsamkeit bleibt sehr wichtig, darum empfinde ich es als besonderes Geschenk mit Fräulein Grunwald befreundet zu sein. Niemand darf wissen, dass wir zweimal mit einem französischen Fremdarbeiter sprechen, sie ihm einmal Brot mitbringt, wie wir politisch denken. Wir w i s s e n viel in dieser Zeit.

Inzwischen bin ich schon im dritten Jahr hier.

Der Krieg! Dieses Werk gilt als „kriegswichtiger Betrieb“, also darf keiner gehen. Später nach Ausrufung des „Totalen Krieges“ überhaupt auf gar keinen Fall. Weil in den Kohlen so viele verschiedene Stoffe schlummern, zum Beispiel: Benzol, Toluol, Xylol, Teer und Pech - das aus dem Märchen - fast alle sollen untersucht und berechnet werden. Eine beachtliche Menge Wasser enthalten sie auch! Ihre „Düfte“ „umwehen“ mich und alle ständig, und falls etwas an einer Apparatur nicht ganz dicht hält bei der Untersuchung, wie einmal bei mir, „schenkt“ das heimlich sich Verflüchtigende mir eine Schlafzeit. Aber ich werde recht bald wieder wach.

So bleibe ich beim Analysieren und Destillieren, bei Fraktionierungen und Gasbestimmungen - mit Gas zu arbeiten, hat einen besonderen Reiz, man kann es nicht sehen - ich baue eine Naphtalinfabrik en miniature mit selbst zurecht geblasenen Glassachen. Und, obgleich verboten, schaffe ich mir per Gärung auch ein Likörchen. Ich wasche Glasgefäße mit Salzsäure ab, wie mit Imi,

nur eine klitzekleine Unachtsamkeit durchlöchert gleich meine mühsam erstandenen, dunkelblau Wildledernen.

An all das hätte ich denken können, als ich begann hier zu arbeiten. Womit ich gar nicht gerechnet habe: Brände!

Eines Tages steht Fräulein Grunwald plötzlich hinter einer Feuerwand, über die sie gerade noch gucken kann, mir aber bleibt angesichts der auf ihrem Arbeitstisch züngelnden Flammen beinahe die Luft weg, in dem Moment ruft sie vergnügt: „Ich überlege, soll ich den kleinen oder den großen Minimax nehmen!“ Sie meint die Feuerlöscher. Während ich fassungslos zuschauen, löscht sie erfolgreich den Brand.

Bis es eines Tages auch bei meiner Destillation brennt, schnell bringen wir den Brand unter Kontrolle, Herr Ribitza hilft ohne Kommentar, aber der Schock sitzt doch tief in mir.

„Wie hat es geschehen können“, fragt es in mir, unerklärlich finde ich es. Hab’ doch alles richtig und ordentlich aufgebaut und plötzlich Flammen! Aber vielleicht ein kaum erkennbarer Riss im Kolben und schon passiert es! Und leider nicht nur einmal.

Es gibt ein zweites Mal! Auch hier ist mein Chef schnell zur Stelle mit dem Minimax. Dr. Hübner erscheint ausgerechnet zu diesem falschen Zeitpunkt, aber das Geschehen bleibt ohne jegliche Resonanz von beiden. Als es, allerdings erst im dritten Jahr, zum dritten Mal bei mir geschieht, während meine brennende Apparatur so unglücklich zum Fenster steht, nimmt der gesprühte Minimax Schaum einen besonderen Weg: Beim Löschen trifft er perfekt das Feuer, aber beschreibt durch das geöffnete Fenster eine unglückliche Kurve und klatscht in seiner Menge direkt an das darunter liegende Büofenster von Herrn Dr. Hübner.

Natürlich kommt er sofort nach oben. Ich stehe sehr nah zur Treppe an der Waage, wappne mich für ein Donnerwetter, stattdessen, was sagt er da lächelnd? „Liebes Fräulein Neumann, dass Sie so
60

temperamentvoll sind, habe ich ja schon immer gewusst, aber dass Sie so feurig sind, konnte ich nicht ahnen“!
Sagt es, schmunzelt und bespricht mit Herrn Ribitza die Säuberung an seinen Fenstern.

Kleine Teerproben-Begebenheit

Gerade bin ich dabei, im großen Laborraum aufmerksam und genau einhundert Kubikzentimeter Benzol in ein Messglas einzufüllen, als ich den kleinen Wink von Herrn Ribitza, unserem Laborleiter, durch die Glaswand wahrnehme. Ich soll zu ihm kommen. „Was er wohl will?“ Lasse alles stehen und bin schon bei ihm. „

Worum geht es, Herr Ribitza?!“, baue ich mich neben seinem Schreibtisch auf.

„Fräulein Neumann“, guckt er fast lächelnd zu mir hoch, „ich habe einen Extra-Auftrag für Sie“!

„Und welchen?“

„Sie brechen jetzt mal Ihre Zelte hier ab und fahren nach Ohra zu Rössler& Söhne, in die Teerfabrik“.

„Ich? Heute? Jetzt?“

„Der von uns gelieferte Teer ist dort gestern angekommen, einer von uns muss beim Probeziehen und bei der Untersuchung anwesend sein“, erklärt er mir, mit nun ernstem Gesichtsausdruck.

„Und warum das?“, frag' ich weiter. „

Weil der H₂O-Gehalt des Teers den Preis bestimmt“!

„Ach so“, und nach tiefem Aus- und Einatmen, „da soll ich ...“, er unterbricht mich, „ja genau, so ist es“.

Etwas erstaunt bin ich schon, während mir durch den Kopf schießt, dass ich ja nur eine Praktikantin bin, jetzt 1944 im dritten Jahr, obgleich es nur eines sein sollte. Nun im Krieg und im totalen sowieso, bin ich unabhkömmlich, arbeite wie eine voll ausgebildete chemisch-technische Assistentin in diesem kriegswichtigen Werk: den Danziger Gaswerken. Alles dreht sich hier fast nur um Kohle und was drin steckt und deshalb auch um Teer.

„Eine letzte Frage noch, Herr Ribitza, was ist mit der Benzol-Analyse“?

Er winkt gelassen ab: „Das kläre ich“. Nach einem schnellen Blick auf seine Armbanduhr prophezeit er, sehr zu meinem Gefallen: „Wahrscheinlich werden Sie es heute nicht mehr zurück ins Labor schaffen, bis morgen dann“.

Mit freundlichem Nicken und Handschlag verabschiedet er mich. „Hah“, trällert es in mir, „da könnten ja ein bis zwei Freistündchen für mich herauskommen“. Wohlgemut berichte ich alles meiner, mit einer Feinfraktionierung beschäftigten, Kollegin Fräulein Grunewald und entschwinde.

Draußen flutsche ich ohne „Heil Hitler“-Gruß beim Pfortner vorbei. Ein klein wenig Feriengefühl macht sich breit, als ich so während der normalen Arbeitszeit durch die Gassen spaziere, von, schon ziemlich frischkalter, Ende-Oktober-Luft umweht. Ich genieße es!

Mit dem Bus dauert es nicht sehr lange bis in diese Vorstadt von Danzig. In Ohra finde ich die Fabrik ein bisschen auch mit meiner Nase. Schon auf dem Hof weht mir ein gemäßigter Teer-„Duft“ entgegen.

Das Laboratorium finde ich schnell, stelle mich vor und ein „Wir haben schon auf Sie gewartet“ begrüßt mich. Sofort lädt mich der erkorene Probenzieher, Herr Gerhardt, ein mit zu kommen. Zwei Stöcke trägt er in der Hand. Wir überqueren den ausladenden Hof zu den Gleisanlagen hin. Auf denen steht groß und wuchtig, in beachtlicher Höhe, der Teerwaggon.

Der junge Mann kraxelt auf seine erste Stufe, ich hinterher, es ist ein Riesenschritt nach oben, Herr Gerhardt zieht mich ordentlich. Nun beginnt das Klettern auf den Eisenstreben, immer höher hinauf bis zu einer Art Plattform. Es ist etwas eigenartig, auf diesem Riesengefaß hier oben zu stehen.

Als er den kreisrunden Deckel öffnet, quillt uns der strenge Geruch entgegen. Herr Gerhardt rührt nun, mit dem einen Stab, kräftig in der schwarzen Masse herum, das Wasser soll sich ordentlich verteilen. Derweil fühle ich mich total eingehüllt von diesen etwas süßlich-

ekligen, warmen Dunst, der aber die Luft im Ansehen nicht verändert. Gleich nach dem Umrühren taucht Herr Gerhardt sein Gerät für die Probe hinein, zieht es wieder hinaus und gießt die Probe in einen in der Kitteltasche mitgebrachten Kolben.

Das Absteigen geht nur mit größter Vorsicht, und zuletzt ein großer Sprung. Zum Ende kommt es recht zügig, für die Untersuchung steht alles bereit.

Am Schluss bekomme ich das Resultat schriftlich mit, telefonisch wird es gleich durchgegeben.

Nun hab' ich frei! Etwas zum Essen kaufen? Geht das? Ja, ja, da stecken noch Brotmarken in meiner Tasche. Beim Schlendern wird mir klar, dass ich ins Kino zu einem Tanzfilm mit Marika Röck will.

So sitze ich bequem im gemütlichen TOBIS in der Josefs Gasse. Allmählich füllt sich der Saal, ganz voll wird er nicht. Ich bin im Mantel geblieben, so sehr geheizt wird nicht mehr.

Plötzlich sagt eine Besucherin ganz laut: „Das riecht hier so nach Teer“, und dreht sich wie wirr nach allen Seiten, als würde sie den Teer suchen. Eine andere Stimme antwortet: „Mir ist es auch schon aufgefallen“!

Zuerst denke ich, das kann doch nicht ich sein. Aber dann spricht eine Frau, drei Reihen hinter mir, sehr laut zu ihrer Begleitung: „Du riechst es doch auch, wo kommt dieser Teergeruch nur her?“ Und ein Er antwortet: „Es riecht wirklich sehr penetrant, schrecklich“! Hier noch eine Klage, dort ein kleines Empörtsein und auch drüben leichtes Murren. Aber dann wird es dunkel, der Film beginnt! Marika Röck tanzt, tanzt den zu recht wahrgenommenen Teergeruch gewissermaßen weg, nur i c h weiß, wo der Gestank herkommt und keiner hat es herausgefunden.

So ist es zu dieser kleinen Begebenheit gekommen. Innerlich lache ich, weil es mir wie ein Schelmenspaß erscheint. Marika hat es mir erspart, entdeckt zu werden. Nachsatz: Erst zu Hause, als ich meinen Mantel in den Korridor hänge, es überall, wo ich mich aufhalte, wie in der

Teerfabrik riecht, bekomme ich eine Ahnung vom Umfang und der Intensität der Geruchsübertragung.

Gescheit und sehr naiv

Es ist Krieg, aber in meiner Stadt ist von ihm nicht viel zu merken, bis auf gelegentliches Verminen der Ostsee. Ich, 18-jährig arbeite als Praktikantin in einem Laboratorium der Danziger Gaswerke, lerne alles über Kohlen und wie sie und ihre Stoffe zu untersuchen sind, stets sanft umweht von leichten Benzol- und Teerdüften. Alle Mitarbeiter helfen mit, mich klug zu machen und allmählich klappt es ja auch.

Das ist die eine Seite, die dienstliche, die der Arbeit zugewandte. Auf der anderen, der privaten, findet natürlich auch bei mir statt, was allen weiblichen Personen in bestimmten Jahren alle vier Wochen widerfährt.

Gegen Ende des Winters fällt dieser Termin bei mir aus. Zuerst bin ich verwundert, vier Wochen später gefällt es mir ziemlich gut. So geht es Monat für Monat. Ich begrüße diese neue Freiheit sehr. Der Frühling macht allmählich einem warmen, leuchtenden Sommer Platz.

Ich bin glücklich, immer Baden gehen zu können, wenn ich will, auch an allen Wochenenden, zum Beispiel.

An einem Sonnabend im August stehe ich mit anderen, mir zwar fremden Mädchen, fertig angezogen zum Schwimmen auf der Seestegplattform in Brösen, einem kleineren Badeort an der Ostsee. Wir unterhalten uns alle miteinander, sind heiter, die Sonne strahlt vom wolkenlosen, blauen Himmel, reden übers Schwimmen, die Wassertemperatur, die Boote, ein paar Lacher dazwischen über kleine Späßchen, bis eine von ihnen in die Runde ruft: „Hach, bin ich froh, dass ich heute rausschwimmen kann, ich hab's grad hinter mir!“

Alle Mädchen nicken verständnisvoll, denn das Gefühl es hinter sich zu haben, kennt jede.

So bemerke ich in die frohe Schar hinein: “Ich hab' es gut, seit fünf Monaten ist bei mir Ruhe und ich kann mich auch an allen

Wochentagen im Wasser vergnügen.“ Als hätte ein Eiswind die Gesichter gestreift, augenblicklich verschwindet die fröhliche Leichtigkeit aus allen Mienen, todernst schauen sie an mir auf und ab, und Stummheit breitet sich einen Moment aus, bis eine schon fast im Sprung ruft: „Lasst uns schwimmen geh' n!“

Platsch, springen alle in die See und ich, zwar etwas ratlos, springe mit in die Körperbewegungen hinein, sinnierend: „Woher kommt dieser starke Stimmungsumschwung so plötzlich?“

Ende August kommt meine kluge Schwester, Fela, drei Jahre älter als ich, vom Ernte-Einsatz mit ihren Schülern zurück. Als sie von meinem „Dauerglück“ erfährt, bemerkt sie sehr ernst: „Das ist nichts zum Freuen, für deine Gesundheit überhaupt nicht gut. D a s darf nämlich nicht sein, also geh' zum Arzt“.

Zwei Tage später sitze ich unserem Betriebsarzt gegenüber und berichte von meinem Anliegen. Er hört mir intensiv zu und fragt dann mit sanfter Stimme: „Wann waren sie das letzte Mal mit einem Mann zusammen?“

Ich verstehe nicht recht, schaue ihn etwas sonderbar berührt an.

Er, leicht irritiert, jetzt ernster, direkter: „Wann hatten sie das letzte Mal Verkehr?“

So eine Frage! Ich fühle mich peinlich berührt und hauche: „Nie“.

Ihm genügt meine Antwort nicht, im Märchenerzählerton: „Sie können mir wirklich die Wahrheit sagen, ich spreche ja nicht zu anderen darüber“.

Diese Antwort empört mich. Laut und deutlich belehre ich ihn: „Ich sage die Wahrheit“, und ein- und ausatmend, „noch nie!“

Falten entstehen auf seiner Stirn, er stellt dann in dienstlichen Ton fest: „Wenn es so ist, kann ich ihnen nicht helfen“, und, nach einer kleinen Pause: „Zu dieser Untersuchung müssen sie ins Krankenhaus gehen“. Mit der Überweisung in der einen Hand verabschiede ich mich mit der anderen. In meinem Kopf hämmert der Satz: „Untersuchung im

Krankenhaus“. Dahin will ich nun gar nicht!!! Beim Nachhause Gehen dämmert mir noch etwas ganz anderes: Brösen, der Seesteg, die Mädchen! S i e haben gleich in die „ärztliche“ Richtung gedacht!

Der Schock meiner Ahnungslosigkeit ist ihnen in die Glieder gefahren, darum diese extrem veränderte Stimmung! „Ist schwanger“, haben sie bestimmt gedacht, „und sie ahnt es nicht einmal!“ - “Nachher sitzt sie da mit dem unehelichen Kind!“

Da hat's sie innerlich geschüttelt, denn diesen Zustand wünscht sich keine und ihn wünscht keine einer anderen. Wie konnte ich nur so dumm, so ahnungslos, so naiv sein? Mit so viel Blindheit geschlagen!

Die Überweisung grummelt in meiner Tasche. In mir spricht ein Etwas ein großes, dickes, fettes „ NEIN“ aus. In ganz kurzer Zeit hat es sich so ausgebreitet und ist in meinem Körper herumgewandert, dass er ohne äußere Hilfe zu seinen Pflichten, alle vier Wochen zurück gefunden hat. Ich staune über m e i n e „Chemie“ und bin außerordentlich froh darüber.

Am Ende stelle ich grübelnd fest, ich bin zugleich klug oder gescheit und auch erschreckend dumm oder naiv gewesen.

Übrigens, meine Mutter glaubt, die körperliche Störung habe etwas mit den giftigen Dämpfen im Labor zu tun. Kann ja vielleicht sein? Folglich soll ich den nächsten Urlaub in den ostpreußischen Feldern und Wäldern bei lieben Verwandten verbringen und nicht wie ich's mir ausgedacht hatte in Dresden.

Die zweite Nacht

Endlich sitzen wir alle, dick angezogen, im offenen Lastwagen auf Bänken, bei leichtem Schneerieseln. Meine Mutter, meine Schwester Fela, ihre Studienfreundin Liesi, beide 23 Jahre alt und ich, zwanzigjährig. Nur unser fünfzehn Jahre alter Bruder durfte nicht mitkommen, er muss bleiben, um als Flakhelfer Danzig „verteidigen“ zu helfen.

Die schweren, aus Salzsäcken umfunktionierten, Rucksäcke samt unsern Koffern liegen mit denen der anderen Mitfahrenden auf der hinteren Ladefläche. Um unsere Hälse baumeln Taschen mit Brot, „Verpflegung für drei Tage“, stand in dem Informationspapier, so lange rechnet man mit der Überfahrt. Liesi hat sich außerdem noch ein dick gefülltes Federbett mit Bindfaden um ihren Bauch gebunden, dessen rotes Inlett weithin leuchtet. Eine kleine Eisenbahnfahrt liegt schon hinter uns: Langfuhr – Gotenhafen, vom Bahnhof bringt uns nun der Laster zum Hafenkai.

Heute zeigt der Kalender den 22. Februar 1945 an. Der Krieg wälzt sich auf Danzig zu. Zu Vater in den Westen nach Parchim in Mecklenburg wollen wir. Der Fahrer hält direkt am Pier. Junge Matrosen helfen uns beim Absteigen. Wir schultern das Gepäck, nur wenige Schritte und wir stehen vor „unserem“ nicht sehr großen Schiff, der „HERTHA“.

Ein Besatzungsmitglied kontrolliert unsere Schiffskarten, ein anderer Matrose weist uns unsere Plätze an: Dorthin in einen Schober unser Gepäck, dann ihm folgend, zuerst zum hinteren Deck, dann die Treppe hinab bis „unter Deck“, zu einer Ecke. Vor einer Wand eine lange Bank, davor ein in der Größe passender Tisch, daneben vier Schlafplätze übereinander, abgeteilt von einem großen Raum, der sich in kurzer Zeit sehr schnell füllt. Die Flüchtlinge aus den Lagern, die eilig geräumt

werden sollen, strömen auch ohne Schiffskarten herein.

Auf den Pritschen lagern nun die Erschöpften, andere breiten sich auf dem Fußboden aus Die Meinen sitzen zusammen gedrängt auf der Bank am Tisch. Jeder ist froh, dass er mit diesem Schiff fortkommt. Es ist laut, als würden alle zur gleichen Zeit sprechen, jeder etwas suchen, etwas nötig brauchen, nach jemandem Ausschau halten. Ein auf und abschwellendes Stimmengewirr hängt über den Leuten wie ein zweites Dach. Die Luft wird immer stickiger. Viele Leute sind tage- und wochenlang nicht aus ihren Kleidern gekommen. Ich gehe an Deck, an die zwar kalte aber frische Luft.

Vorläufig bleib ich hier draußen, gucke und beobachte das Hin-und Herströmen der Menschen, wie sie sich abschleppen auf dem Deck und am Hafen. Es nieselt leicht, ich fröstele, Aufbruch, Unruhe, eine Mischung aus Ängstlichkeit, Sorge und endlich, endlich-ein-Dach-über-dem-Kopf-Gefühl liegt über Allem, drinnen und über dem Hafen. Dann, die Mannschaft schließt die Eingänge, die Maschinen arbeiten, „Leinen los“, eine Sirene heult, vor meinen Augen schwimmt es, das Schiff legt ab!

Dämmerung liegt über den Häusern. Zu meinem Erstaunen fährt unser neues Quartier nicht weit. Macht schon wieder fest, an irgendeinem anderen Pier, es dunkelt leicht, ich kann außer schemenhaften Gebäuden nichts erkennen. Ich fühle mich leer und friere. Ich will zu den Meinen.

Doch da unten, ich fasse es nicht, liegen die Passagiere wie Ölsardinen in einer Dose, so eng, wie aneinander geklebt, kein winziger Millimeter Boden dazwischen zeigt sich.

Meine Mutter schläft auf ihrem Sitzplatz, über den Tisch gelehnt, die Mädchen liegen, wie einklemmt, zwischen den Anderen. So muss ich nun auf die Suche gehen nach einer Bleibe für diese Nacht.

Meine Versuche: Der Maschinenraum: zu heiß; zum Spazieren gehen ist das Schiff zu klein(es ist ja nur ein, umgebauter Ausflugsdampfer,

zugelassen für 500 Menschen, nun sind es mindestens 800 – 900); an Deck die Sitzplätze: zu kalt und dennoch, alle Bänke, belegt.

So steige ich unschlüssig und es als letzten Versuch ansehend die vielen Stufen zur Glasveranda hinauf. Kalte Luft empfängt mich dort allerdings auch, aber immerhin gibt es diese Wände zwischen draußen und drinnen. Auch wirkt der Fußboden wie mit einem Menschenteppich belegt, dennoch finde ich ein äußerst schmales Fußbodenstücklein, strecke mich darauf aus, lehne meinen Kopf an irgendeinen Rucksack und schlafe ein.

Bin ja dick angezogen, wie eine Zwiebel ihre Häute übereinander trage ich Pullover und Rock, zwei Kleider und zu oberst Wintermantel und halblangem Pelz. Dennoch!

Früh wache ich vom Klammsein auf. Die Feuchtigkeit ist durch alle Stoffe bis in die untersten gekrochen. Ich fühle mich elend vor Kälte. Suche nun dringend etwas Wärme. Also treppab mit vielen anderen, die auch schon unterwegs sind. Oder treppauf.

Plötzlich spricht mich in diesem Menschengewimmel ein Mann in dunkelblauer Uniform an, treppauf unterwegs, Marineoffizier, viel älter als ich, schlank, bisschen größer als ich, stellt sich vor: „Fischer ist mein Name“, und gleich danach: „Ich bin hier 1. Offizier“, und höflich, allen Ernstes: „Wie haben Sie auf meinem Schiff geschlafen?“

Ich bin fast sprachlos. Auf so eine Frage in diesem Durcheinander bin ich nicht gefasst. Ich verberge mein Erstaunen, berichte ihm von meinen gestrigen Erfahrungen und Bemühungen und schließe mit „schlecht“. „Sind Sie allein hier“, entgegnet er daraufhin. „Nein“, antworte ich und sage ihm, wie es ist.

Darauf macht er mir folgendes Angebot: „Wenn ich es schaffe, meine Einquartierung, 5 Männer, woanders unter zu bringen, könnten Ihre Mutter und Sie von 20 Uhr bis 8 Uhr in meiner Kajüte schlafen, denn das ist meine Dienstzeit“.

Ich bin verwundert, überrascht, erstaunt und danke erst mal für die

Eventualität. Er sagt dann noch, sehr ernst, „Ich gebe ihnen Bescheid“. Etwas wärmer ist es mir tatsächlich geworden nach dieser Begegnung. In mir Skepsis: „Ob das was wird?“

Ich schiebe mich darüber nachsinnend durch das Durcheinander der Leute. Nun erst mal „unter Deck“ zum Frühstück. Wir müssen es einteilen, drei Tage muss es reichen! Stand ja im Schreiben: „Drei Tage für die Fahrt geplant, also entsprechend Proviant mitnehmen!“

Einige Stunden später am Vormittag. In ziemlicher Entfernung sieht Herr Fischer mich, winkt, kommt, sich den Weg durch die Anderen bahrend auf mich zu: „Es ist mir gelungen! Für die Männern habe ich Platz im Kartenhaus gefunden“, berichtet er sachlich.

Danach bittet er mich, das Nachtquartier in Augenschein zu nehmen. Es liegt auf dem Oberdeck. Ich kann es noch nicht richtig glauben, ich bin immer noch sprachlos. Neugierig, aber auch dankbar und folge ich ihm.

Es ist ein gepflegter, länglicher, heller Raum mit Schreibtisch und Lampe, in einer Nische ein Waschbecken, eine breite Koje, mit Schubladen an der Seite, auf der rechten Seite. Etwas versetzt dazu, ein dunkelblaues Sofa auf der linken Seite, daneben der eingebaute Schrank und gleich am Eingang der Schreibtisch mit Lampe. Ein echter Läufer auf dem Gang sorgt für Gemütlichkeit. Ich kann es gar nicht glauben, dieser ruhige Ort für uns in diesem Menschengewimmel. Wir unterhalten uns eine kleine Weile, ich berichte von unserem Aufbruch, er, dass er schon mit einem Schiff untergegangen ist, meistens als Kapitän fährt, mit Lizenz auf Fahrt war und nicht zur Kriegsmarine, sondern zur Handelsmarine gehört und, gleich meine Frage beantwortend, er heißt Wilhelm Fischer und wird mit „Herr Fischer“ titulierte.

Er ist wirklich sehr freundlich und innerlich finde ich es noch unglaublich. Als wir zur verabredeten Zeit, kurz vor 20 Uhr anklopfen, hat Herr Fischer schon alles vorbereitet, dunkelblaue Wolldecken für

unsere Mutter, seine dunkelblauen Mäntel für mich zum zudecken, alles sehr gepflegt. Auf den schönen Teppichläufer dürfen die beiden Mädchen Lises Bett legen. Damit wir uns wirklich wohlfühlen, so kommt es mir vor, hat er sanfte Seife und Creme an das Waschbecken gelegt, er sagt: „weil die Luft so rau ist“. Auch Zigaretten liegen für uns auf dem Schreibtisch bereit, „falls...“, wie er sich ausdrückt.

Unglaublich in diesen Zeiten. Herr Fischer verabschiedet sich. Wir genießen die Stille, das Alleinsein. So schlafen wir allmählich ein, alle zwar mit Traurigkeit und Angst wegen unseres kleinen Bruders, dennoch dankbar für diesen „Luxus“.

Gegen Morgen erwache ich als Erste. Ich schaue im Raum umher, der mit Laden abgedunkelt ist, trotzdem liegt ein zarter Weißschimmer über allem. Und bei näherem Hinschauen: „Träume ich“? Bin ich im Märchen? Liegt in dem Kojen Bett vielleicht Frau Holle, wo gestern Lu eingeschlafen ist? Mein Zudeck, die blauen Mäntel von zartem Weißflaum übersät, am Boden die beiden Schlafenden, ihr Haar ebenfalls umkränzt von weißer Flaumschicht. Sie bewegen sich ein wenig, da seh' ich's: wie durch ein Lufthauch, befreien sich sanft schwebend aus einem Riss des Inletts, kleinste Flaumfedern in alle Himmelsrichtungen, lassen sich tragen von der unbeweglich scheinenden Luft, trödeln dahin, segeln dorthin, setzen sich fest oder umtänzeln alles: Stoffe, Haare Gesichter.

All dem zuzuschauen ist hübsch, aber um Himmelswillen doch nicht hier! Sofort bin ich hellwach, wecke in hartem Ton die Familie. Bin entsetzt, aber gleichzeitig voll Hoffnung, dass wir es bis 8 Uhr schaffen, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Wir versuchen alles Mögliche, aber alle Mühe nützt nichts. Die Federn rollen sich zusammen, werden grau, halten sich gewissermaßen an den Stoffen fest. Wohin nur mit besudelten Sachen? Wir legen vor Hilflosigkeit erst mal alles an Deck vor die Türe. Ich fühle mich ganz schlecht, es ist mir so furchtbar, furchtbar peinlich. Da hat ein sehr

freundlicher, hilfsbereiter Mann mir sein gepflegtes Wohnzimmer anvertraut und wir machen in einer Nacht so einen Drecksladen daraus.

Unser Nachtquartier wird wohl verloren sein. Pünktlich um 8 Uhr kommt Herr Fischer. Er sieht sofort die Bescherung. Ich versuche meine Entschuldigung, aber er lässt es gar nicht dazu kommen, fällt mir schnell ins Wort, beruhigt mich: „Machen Sie Sich keine Sorgen, das wird alles erledigt“, lächelt er mich an.

Mir fällt ein Stein vom Herzen! „Dann bis heute Abend“, fügt er noch an und ist in seiner Kajüte verschwunden. So treffen wir uns alle zweimal am Tag zu kurzen, freundlichen Grüßen.

Weil uns die Frage so sehr beschäftigt, erkundigen wir uns abends bei ihm: „Warum fahren wir nicht endlich los“? „Weil das Schiff gegen den starken Seegang, der zur Zeit herrscht, nicht ankommt“, klärt er uns auf.

Eines Morgens stampft unser Schiff dann doch in die Ostsee, wir Mädchen stehen an der Reling, schauen überall noch einmal genau hin, „wann werden wir all das wiedersehen“, denkt jede für sich.

Mein Herz zieht sich leicht zusammen, dennoch füge mich, wie sich alle hier fügen müssen.

Mit der Zeit arrangiert es Herr Fischer, dass wir auch schon etwas früher in unser „Zuhause“ einkehren können. Er schaut gelegentlich für ein paar Momentchen herein. Ich freue mich, wenn ich ihn sehe, er sendet kleine strahlende Botschaften über die Augen. Herr Fischer und ich, wir treffen uns immer nur zwischen den Meinen. Er hat sogar Zeit, auch mal am Abend zu uns zu kommen, ohne Eile.

Herrn Baumeister, dem 3. Offizier gefällt es wegen Lise bei uns auch gut. Wir sitzen da in der nun vertrauten, aber eben doch fremden Gemütlichkeit zusammen, erzählen uns Geschichten, traurige oder spaßige, lachen, nippen an Gläsern mit winzigen Mengen Rum und Zucker. Mit unserer schlafenden Mutter im Hintergrund.

Wenn die Heizung im Raum zu viel Wärme ausbreitet, öffnen wir die Türe zum Deck und sofort sitzen wir im Dunklen. (Alle Türen reagieren so bei Beleuchtung im Raum, damit kein Lichtschein ein Angriffsziel verraten kann.)

Herrn Fischer und ich gehen nach draußen in die kalte Nacht. Für einen kleinen Moment sind wir allein. Mit seiner distanzierten Zartheit zeigt er mir seine Zuwendung, die ich erwidere. Auch etwas von der Ernsthaftigkeit seiner behutsamen Werbung lässt er mich spüren. „Mir wird kalt“ ruft meine Schwester“, und natürlich schließen wir gleich die Türe. Die Fluchtreise dauerte drei Wochen, dieser wunderbare Schwebestand hat sich nicht verändert.

Warnemünde ,das Ziel der „ H E R T H A“, erreicht. Die eine Heimat verlassen, das Schiff, dank Herrn Fischer, ein vorüber gehendes Zuhause. Er bat um ein Foto, mit einer herzlichen Widmung darauf und Sternfunkeln aus den Augen fand der Abschied statt und mit großem, großem Dank von uns allen.

Nach zu tragen wäre noch, Herr Fischer und ich, wir haben uns danach Briefe geschrieben. Die Zeitläufe haben es verhindert, dass die Intention der Briefschreiber ins Leben übertragen werden konnte. So bleibt eine gewisse Melancholie bei der Erinnerung zurück. Und für immer und immer auch Dank an das Schicksal.

Zustandsbeschreibung

Parchim, eine mecklenburgische Kleinstadt, unsere erste Station als Flüchtlinge. Hier erleben wir die letzten, ihrem Ende entgegengehenden, Nazi-Großdeutschland-Tage im April neunzehnhundertfünfundvierzig. Mein Vater, meine Mutter, meine Schwester und ich.

Jeder Kontra-Denkende muß, auch wenn das Kriegsende zum Greifen nahe ist, auf jeden Fall auf der Straße beim Schlang stehen und überall sonst den Mund fest zuhalten. Es gibt noch so viele fanatische Anhänger. Auch vor unserer Wirtin, Frau Schönbaum, müssen wir uns in Acht nehmen, wir wissen ja nie, wie es im Anderen wirklich aussieht. Auch der aller kleinste geäußerte Zweifel am Endsieg kann hoch gefährlich enden.

Mein Vater muss in Hut und Mantel, Uniformen gibt es gar nicht mehr, zum Volkssturm, die Einheit besteht aus lauter älteren Männern, sie sollen Parchim im Kampf verteidigen. Womit? Nur mit Stöcken.

Dennoch machen wir uns große Sorgen, wir mussten meinen Bruder in Danzig zurücklassen, als sechzehnjährigen Flakhelfer, auch er soll dort die Stadt verteidigen. Wie wird es Beiden ergehen? Werden wir uns überhaupt wiedersehen?

Auf dem Adolf-Hitler-Platz nächtigen KZ-Gefangene auf dem Kopfsteinpflaster, bei diesem feuchten, kühlen Wetter. Ohne Decken oder irgendwas zum Einwickeln. Sie sehen so elend und verhungert aus. Keiner darf sich ihnen nähern, noch stehen sie unter scharfer Bewachung. Ich muss an ihnen vorbei, auf meinem Weg zum Krankenhaus, fürchterlich fühle ich mich und hilflos. Die Gefangenen wirken mit dieser fürchterlichen Kleidung wie ein grauer Haufen und die wenigen Gesichter, die ich im Vorbeigehen aus der Entfernung sehen kann, erbarmen mich.

Auf meinem Rückweg sehe ich nur die leeren, feuchten Straßensteine. Hoffentlich ist der Krieg gleich aus und oh Gott, oh Gott, schreit es in mir.

Ein Stoffgeschäft verkauft nun auch Lagerbestände, sie nehmen es mit der Menge der Marken nicht so genau. Meine Mutter schafft so ein paar Stoffe in unser Quartier. Später werden sie uns helfen, unseren Hunger etwas zu besänftigen.

Gerüchte wabern durch die Stadt. Hitler tot! Was wird nun? Das Ende! Dann, eines Tages: Nervosität breitet sich aus, alle fürchten sich vor der russischen Besetzung! Plötzliches Motorengeräusch, die Menschen bleiben wie elektrisiert stehen, es kommt näher!

Doch dann rollt für alle unvorbereitet ein Panzer durch die Hauptstraße, ein bisschen später folgen andere Militärfahrzeuge. Sie fahren langsam durch die Stadt. Nicht hintereinander, es entstehen Zwischenräume zwischen den einzelnen Wagen. Deutlich erkennbar an den Autos die englischen Embleme.

Eine Flüchtlingsfrau, die neben uns wohnt, kommt aufgeregt ins Haus und ist vor Freude fast aus dem Häuschen. Meine Mutter warnt Frau Endruscheit, vor zu schnellem Freuen, noch ist ja nicht sicher, ob die Engländer tatsächlich bleiben.

Zuerst verringert sich die Angst, aber im Laufe des Tages steht doch wieder alles in Frage. Es sickert die Gewissheit durch: Die Engländer haben in der Stadt gar nicht gehalten! Sind sie nur durchgefahren? Wir werden es am nächsten Tag ja sehen.

Sicherheit gibt es nicht, still schleicht die Angst in uns allen wieder hoch. Enttäuschung breitet sich wie Nebel aus. Manche Leute klammern sich, wie an einen Rettungsanker, an ein hoffendes Vielleicht. Vielleicht kommen sie zurück. U n d b l e i b e n !

Niemand kommt zurück. Stattdessen lastet auf der Stadt den ganzen, endlos langen Tag eine fast vollkommene Lautlosigkeit. Die Hauptstraße zieht sich leer und stumpf und unbenutzt an den Häusern vorbei. Gar nichts bewegt sich auf den Straßen, als wäre alles von einer

umfassenden Lähmung ergriffen. Auch die Ohren können sich anstrengen, ein Geräusch wahr zu nehmen: es ist zwecklos. Wie leergefegt bis in den Abend und über Nacht ist die Stadt, als wären Magnete in den Wänden der Häuser, die die Menschen in den Räumen festhalten. Als würde in der Atmosphäre eine Entladung gewaltsam blockiert, so eine alles ergreifende Spannung aus Angst liegt in der Luft.

Am nächsten Morgen herrscht immer noch diese unheimliche Stille in der Stadt - als würden alle das Ausatmen vergessen. Mein Vater geht, wie üblich, ziemlich früh aus dem Haus. Neugierig folge ich ihm nach kurzer Zeit. Meine Eltern plagt große Unruhe. Was wird dieser Tag bringen?

Draußen: Kein Mensch auf den wenigen Metern bis zum Rathaus. Um die rechte Hausecke herum bleibe ich stehen. Vor mir der leere Platz. An seinem unteren Ende, sehr nah an der Hauptstraße, sehe ich fünf, sechs Männer, meinen Vater dazwischen, die wie hingestellt wirken, so bewegungslos stehen sie da. Auch die Straße, alles hier wirkt wie ausgestorben.

Da, auf einmal, ich höre es genau, ein näher kommendes Geräusch: „Tok, tok, tok, tok“, gleichmäßig klopfen Pferdehufe auf das Pflaster. Und dann, nun ist es deutlich: der ruhige, beinahe gemächliche Einzug der „richtigen“ Besatzungsmacht! Ein kleinwüchsiges Pferd zieht einen Panjewagen mit zugedeckter Plane, zwei russische Soldaten, von denen einer die Zügel hält, sitzen auf dem Kutschbock. Mir fällt das Atmen schwer! Es sind wirklich russische Soldaten! Ich erkenne sie an ihren Uniformjacken, die etwas pludrig sitzen und mit dem Koppel zusammen gehalten werden. Im langsamen Schritt-Tempo klackern sie in dem Gefährt voran.

Ich kann gar nichts denken! Trotzdem lasse ich kein Auge von ihnen. Als sie bei den Leuten ankommen, geht es ganz schnell: Ein kurzer, leichter Ruck am Zügel, das Pferd steht sofort. Der lenkende Soldat übergibt beim Absteigen die Leine ruckzuck an den anderen, wendet

sich forsch mit schnellen Schritten den dort Stehenden zu.

Ich beobachte, wie er sich zu einem von ihnen begibt und an dessen Jacke herum nestelt. Einen Schritt weiter: Er öffnet scheinbar wortlos meines Vaters Jackett!

Ich starre hin, fühle mich, als würde in mir alles gefrieren. Ich sehe, wie der Russe sich auch noch an der Weste zu schaffen macht, etwas weg nimmt, es sich in die Tasche steckt: Vaters Uhr? Und sich zum Nächsten umdreht.

Ich laufe schnell nach Hause, kann aber noch wahrnehmen, wie andere Gespanne nachrücken mit ihrem so gemütlich wirkenden Getrappel. Zuhause berichte ich erschrocken und aufgeregt. Mein Vater folgt mir ziemlich rasch. Er sieht erschöpft aus, spricht aber in ganz ruhigem Ton. „Nun ist die Uhr auch verloren“. So als wollte er damit sagen, Heimat und Besitz dahin, was zählt da noch eine Taschenuhr? Wenn auch eine kostbare.

Er berichtet detailliert von seiner ersten Begegnung mit unseren, nun endgültigen, Besetzern. Sie kennen, so scheint es, als einziges deutsches Wort nur „Uhr“, aber sie sprechen es aus mit einem ganz kurzen „U“, mit mindestens drei „r“ dahinter. Und sprechen dieses Wortgebilde dann schnell hintereinander: „URRR URRR URRR.“

Sie verhalten sich dann sehr aufgeregt. So danach suchend hat der Soldat ungefragt Vaters Kleidung angefasst, Knöpfe geöffnet, suchte die Taschen ab und war erst zufrieden, als er fündig wurde und das so sehr Begehrte in seine Tasche versenkte und weiter bei dem neben ihm, wie angewurzelt Stehenden, seine Suche fortsetzte.

Vielleicht so lange bis er alle Leute von ihren Zeitmessern „erlöst“ hatte. Aber das Erlebnis meines Vaters begriffen wir, meine Familie und ich, am Abend als geradezu lächerlich, im Gegensatz zu all den schrecklichen und fürchterlichen Begebenheiten, die sich in den Straßen und Häusern ereigneten, die etwas, aber wirklich nur etwas, von der Stadtmitte, entfernt liegen. Dort fuhren Lastwagen-Kolonnen mit großer Truppenstärke in die Kleinstadt ein und die Frauen vor

allem, aber nicht nur sie, wurden gezwungen, etwas von den Gräueln, die die Deutschen in ihrem sowjetrussischen Land angerichtet hatten, zu „bezahlen“.

Ab jetzt bleibt die Angst unser ständiger Begleiter, und niemand kann sich mehr sicher fühlen.

Glück in Hungerzeiten

Seit einigen Monaten ist der Krieg zu Ende. Meine Eltern, mein Bruder, 17 Jahre alt und ich, als 20 jährige, wir leben nun im Hochsommer 1945 in der mecklenburgischen Kleinstadt Parchim, die zur sowjetisch besetzten Zone gehört. Die stark verringerten Lebensmittelrationen reichen leider überhaupt nicht zum Sattwerden. Jeder geht zu jeder Zeit mit einem Dauerbegleiter umher: dem Hunger.

Es fehlt zwar an allem, aber extrem eben an Essbarem. In der Phantasie spielen Menüs keine große Rolle, fast immer macht sich Brot darin breit. Auch beim Lesen hüpfst plötzlich eine Honigstulle zwischen den Zeilen umher. Ich finde es sehr mühevoll, den Text wieder zu finden. Beim schmalen Mittagmahl kommt es dann zu etwas sonderbaren Situationen: Nachdem alle ihre wenigen, abgezählten Pellkartoffeln ganz langsam verspeist haben, liegen nur noch die Pellen im Schälchen. Begierige Blicke treffen sich dort, aber als meine Mutter sie anbietet: „Wer möchte sie noch essen?“, folgt wie aus einem Munde die: „Danke, ich bin schon satt“-Antwort.

Wir beschließen gemeinsam, dass mein Vater sie essen darf, weil er a r b e i t e t. Mein Bruder hat Typhus gehabt und darf es noch nicht wieder und ich bin immer noch krank.

Unsere Mutter, die immer mehr an Gewicht verliert, erhält uns trotzdem mit ihrer großen Energie am Leben. Sie steht stundenlang bei den Lebensmittelausgaben an, sie bittet bei den Bauern in den umliegenden Dörfern um Brot oder andere Lebensmittel. Sie will ja dafür auch bezahlen, nur den Bauern ist an Geld nicht gelegen, sie möchten nützliche, am liebsten wertvolle Gegenstände eintauschen, aber die besitzen wir ja nun nicht mehr.

Manchmal lässt sich doch die eine oder andere Landfrau erweichen, dann kommt unsere Mutter, zwar erschöpft, aber froh mit einem Knust Brot und sehr, sehr selten auch mit zweien nach Hause, auch mal ein

Ei oder ein Tütchen Gries findet sich in ihrer Tasche. Wir freuen uns dann und denken gar nicht daran, dass sie das Brot auch selber hätte essen können bei ihren langen Fußmärschen.

Sie erlebt gelegentlich sehr angstmachende und kränkende Momente, wenn der „Herr“ schreit: „Verschwinden Sie sofort von meinem Hof, sonst hetze ich den Hund auf Sie!“

Eines Tages, bei einem kleinen Spaziergang im Städtchen, treffe ich zufällig mit Frau Lewandowski zusammen. „Kommen sie noch ein Stückchen mit“, lächelt sie mich an. Mit „Ja, gern“ versuche ich, mich ihren Schrittrhythmus anzupassen. Angeregt plaudernd überqueren wir die Blutstraße.

Plötzlich bleibt sie an einer ehemaligen Bäckerei, die jetzt nur Brot verkauft, erklärend stehen: „Ach ich muss noch meine Restmarken für diesen Monat abkaufen, kommen sie doch mit rein“.

Sie reicht der Verkäuferin ihre Marken, die guckt genau hin, schnappt sich eine Schere und beim Schneiden erklärt sie: „Da ist noch ein Brot drauf“. Während sie es aus dem Regal nimmt, bittet Frau Lewandowski höflich: „Würden Sie es bitte durchschneiden und beide Hälften einzeln einwickeln?“

Ich sehe und höre zu und denke: „Vielleicht trägt es sich so besser für sie“. Frau Lewandowski zahlt, nimmt die eine eingeschlagene Hälfte, dreht sich ganz zu mir, hält sie mir hin mit dem unfassbaren, unglaublichen Satz: „Die ist für sie!“ Und greift sich die andere.

Ich bin fassungslos, kann es gar nicht glauben, weiß aber doch, Frau Lewandowski meint es wirklich! In mir fängt etwas an zu fliegen, so als würde etwas Unausprechliches mich berühren.

I c h h a b e B R O T g e s c h e n k t bekommen!!! B R O T! B R O T! B R O T!

Ich stottere meinen Dank, bin bis ins Tiefste gerührt. Frau Lewandowski sieht es, sagt aber nichts und versteht wohl deshalb, dass ich mich mit nochmaligem Dank ziemlich schnell verabschiede. Ich

kann es gar nicht erwarten, meiner Mutter dieses Kostbarer-als-Gold-Geschenk zu bringen. Ich, die ich sonst nicht viel helfen kann!

Ich sause so schnell ich kann zu unserem Quartier, möchte am liebsten schon im Korridor meiner Mutter zurufen, schleppe mich die Stufen hoch und noch in der Tür, strahlend und weinend zugleich und ihr hinhaltend „Guck, Muttichen, was ich geschenkt bekommen hab“!

Sie nimmt mir das Brot mit fast ungläubigem, aber doch staunendem Gesicht ab, umarmt mich, flüstert „Kind, liebes“, küsst mich und strahlt durch alles Verhärmt wie lange nicht.

Wir stellen beide gemeinsam fest: „Frau Lewandowski ist ein verwandelter Engel, wer verschenkt sonst in solch hungrigen Zeiten Brot?“

Für immer bleibt dieses Erlebnis in mir als eine Erfahrung von Glück im ganz und gar wörtlichen Sinn.

Besatzungszeit.

Die Angst und Unsicherheit entwickelt eine andere Qualität als in der Nazi-Zeit. Die Bedrohung gilt hauptsächlich den Frauen und Mädchen ganz direkt, natürlich trifft sie auch auf Männer zu, aber in anderer Weise. Die Nähe zum Rathaus und zur Stadtmitte rettet uns, so glauben wir, vor beängstigen und erschreckenden „Besuchen“, wie sie an diesem ersten und weiteren Tagen in vielen Häusern Panik verbreiten.

Beim Schlange-Stehen und Einkaufen erfährt meine Mutter von den entsetzlichen Situationen, die die weiblichen Menschen betreffen. Als wären sie Freiwild in den Augen der Besatzer. Sie erleiden an Ort und Stelle Vergewaltigungen, oder werden ohne Grund einfach mitgenommen, in der Absicht sie für eklige Arbeiten einzusetzen und ihnen danach Gewalt anzutun.

Ein kleines Kind auf dem Arm einer Frau wirkt manchmal als Rettung davor. Doch darauf kann sich keine verlassen. Im Gegensatz dazu müssen manchmal etwas größere Kinder die Schreie und die Hilflosigkeit ihrer Mütter miterleben. Männer oder Nachbarn, die ihre oder eine Frau beschützen wollen, werden einfach niedergeschossen oder schwer geschlagen. Das Schießwerkzeug der Soldaten sitzt locker. Der Wodka fließt reichlich.

Zu uns kommen die Patrouillen auch ins Haus, ganz gleich zu welcher Tages- oder Nachtzeit. Statt zu klingeln, treten oder schlagen die Russen mit ihren Stiefeln und Gewehrkolben gegen die Eingangstür. Ich erstarre sofort, wir alle.

Unsere schon älteren Wirtsleute, Frau Schönborn mit ihrem sehr betagten, aber noch rüstigen Vater, wohnen unten. Sie wirken sehr beherrscht und öffnen sofort. Herein stürmt eine Kohorte von mindestens zehn bewaffneten Männern. Sie wollen „Passport“ sehen,

gucken sich um nach eventuellen Nazi-Emblemen, am Garderobenständer nach verräterischen Kleidungsstücken. Sie kontrollieren auch die Kleiderschränke nach Schusswaffen.

Da sie kaum deutsche Wörter kennen, führt dieser Umstand zu einer mühevollen Verständigung. „Ich KZ gesehen“, „Deutsche böse“, „Mörder“, erklärt einer. Wessen Ausweis sie beanstanden, den nehmen sie mit, so wie er oder sie da steht. Sie poltern mit ihren schweren Stiefeln die Treppen zu uns hoch und ich fürchte, sie könnten mein, vor Angst schlagendes, Herz hören. Sie kommen über den Vorraum durch unsere schon geöffnete Türe ins Zimmer.

Es sind sehr fremde Gesichter, vielleicht aus dem östlichsten Osten Russlands. Einer befiehlt mit strenger, lauter Stimme: „Passport, alle!“. Meine Eltern und meine Schwester halten ihre Ausweise in den Händen. Der Sprecher und zwei andere nehmen sie an sich, schauen und schauen darauf, vergleichen ewig lange die Fotos mit den dazu gehörenden Gesichtern.

Mir kommt es so vor, als würde das Blut aus meinem Gesicht fließen vor innerer Aufregung. Ich liege im Bett, zum Fenster hin. Um dahin zu gelangen, müssen sie an einem halbhohen Schränkchen vorbei. Darauf thront unser, auf die Flucht mitgenommenes, Kruzifix. Aus schwarzem Ebenholz der Stamm samt Fuß, etwa vierzig bis fünfundvierzig Zentimeter hoch, mit einem silberglänzenden Christus-Corpus daran. Sie sehen sich im Zimmer intensiv um, gucken überall hin, aber dann wollen sie zu mir.

Die Männer bemerken jetzt erst das Kreuz, sie bleiben in der Mitte des Raumes wie angewurzelt stehen, starren noch einmal hin, als würde von ihm etwas Unheimliches ausgehen. „Kind krank“, klärt meine Mutter die Soldaten auf, sie hält ihnen meinen Ausweis hin. Sie werfen wider Erwarten einen raschen Blick darauf, machen eilig kehrt und gleich hören wir ihre knallenden Sohlen auf den Stufen.

Wir fühlen uns erschöpft als hätten wir Kohlen geschleppt, und wie erlöst. Für diesmal.

Auch bei späteren Patrouillen ganz gleich, ob nur Mannschaftsgrade oder mit Offizieren, nie sind sie in die Kreuzesecke vorgedrungen. Wovor erschrecken sie sich?

Bei einer späteren Kontrolle fällt einem der Männer ein Koffer, der halb unter dem anderen Bett hervorlugt, auf. Mit Schwung knipst er an der Schließe, aber zu seiner Enttäuschung enthält er nur einen kleineren Koffer. Als er den von innen in Augenschein nimmt liegt darin wieder nur ein noch kleineres Exemplar. Aber darin wenigstens findet er meine Mutters Handtasche. Er wühlt darin herum, da fällt plötzlich ein sehr kleines, rundes, rotes Etui heraus, er hebt es mit zitternden Händen auf. „URRR“ flüsternd, nestelt am Reißverschluss, dabei „URR, URR“ siegesgewiss laut vor sich hin redend.

Doch es fällt keine erhoffte Uhr, ein schlimmer Schreck für ihn, sondern ein perlmuttfarbener Rosenkranz heraus, bis auf den Fußboden! Als wäre ihm der Leibhaftige erschienen, so schnell lässt er alles fallen und saust wie gejagt aus unserem Zimmer. Wir wundern uns sehr.

Ich bin für die wöchentliche Behandlung im Krankenhaus um neun Uhr unterwegs. Es ist nicht mehr so weit dahin, als auf der Straße, die ich noch überqueren muss, ein großer Lastwagen mit viel Lärm vorbei fährt. Auf seiner Ladefläche sitzen eine Menge russischer Soldaten. Plötzlich höre ich, hinter mir, im Befehlston „STOI - STOI“ Rufe, und jetzt zornig „STOI“.

Ein winziges Drehen meines Kopfes sagt mir, dass ich gemeint bin, ist ja auch sonst keine andere weibliche Person in der Nähe. Der Schreck schockt mich einen winzigen Moment, im Bruchteil einer Sekunde passiert alles gleichzeitig in mir und schon renne ich!

Renne, renne! Die Straße, zum Glück leer! Falle beinahe über meine eigenen Füße wegen des ungewohnten Tempos. Zum Krankenhaus, nur bis zum Krankenhaus, hämmert es in meinem Kopf!

Zuerst ist mir, als würde ich kopfüber purzeln, ich bin schwach

geworden durch die Krankheit, aber dann leiht mir die Angst Flügel, ich laufe um mein Leben! Hinter mir dieser Russe, seine Stiefel klopfen auf das Pflaster, beängstigend nah! Mit allerletzter Kraft rase ich die Stufen zur Eingangstür hoch, stoße sie auf, fliege fast durch den Vorflur, reiße die zweite Tür auf und bin gerettet.

Denn in dem Durchgangsflur hängt ein riesengroßes Plakat in deutscher und russischer Sprache: „Achtung, Eintritt verboten“! Eine Zeile darunter in großen Buchstaben: „Tuberkulose, Typhus, Syphilis“. Japsend und ausatmend, doch in der Sicherheit des Hauses will ich ihn sehen, den Menschen, der mir was antun wollte.

Hinter Gardinen versteckt sehe ich einen jungen Mann in seiner Soldatenmontur, nicht sehr groß. Sein breites, gut durchblutetes Gesicht mit kleinen Augen, darüber eng zusammen gezogenen Augenbrauen und mit offenem Mund guckt mit ärgerlichem Ausdruck zum Haus hoch an den Fenstern entlang. Dann geht er vor dem Haus unruhig auf und ab, hin und her.

Es dauert lange, bis mein Atem sich beruhigt, ich sitze im Wartezimmer, der Schock zeigt sich nun, ich weine und versuche mich mühsam zusammen zu nehmen.

Auch nach meiner Behandlung, eine längere Zeit später, umrundet er immer noch das Gebäude. Nun, allmählich wird mir klar, er macht mich zu einer Art Gefangenen. Ich kann das Hospital nicht verlassen. Er bewacht es!

Die Mittagszeit zieht vorüber, auch die Kaffeezeit, er zeigt sich immer noch. Erst gegen sechs scheint die Hausfront menschenleer. So wie ich gekommen bin, traue ich mich nicht auf die Straße. Ich muss mein Äußeres verändern! Eine verständnisvolle Schwester leiht mir ihr dunkles Kopftuch. Meinen Mantel drehe ich auf die Futterseite, sie erscheint in einer anderen Farbe. So ausgestattet traue ich mich gegen sieben endlich nach Hause.

Angestrengt, müde und hungrig, wie nach einem schweren Arbeitstag, fühle ich mich und auch ein ganz klein wenig siegreich, dass ich

diesem potentiellen Vergewaltiger entwischt bin.

Aber die Angst nistet sich nun endgültig ein. Bei einem anderen dieser Behandlungsbesuche muss ich an einem Spielplatz vorbei. Ich beobachte einen Moment ein kleines Mädchen, das da ganz versunken im Sand spielt, vielleicht vier- oder fünfjährig. Es schaufelt ihn zu Türmen. Plötzlich, ohne irgend einen Anlass, eine krachende Detonation, das Kind fällt stumm um, ich rase hin, sehe wie aus winzigen Öffnungen ihrer Haut, wie aus einem Sieb, Blut heraus strömt, nehme es eiligst in meine Arme, kein Mensch sonst in der Nähe und versuche so schnell wie es mir möglich ist, das Krankenhaus zu erreichen.

Ärzte und Schwestern nehmen sie sofort in Empfang. Zum Glück erfahre ich dann, dass sie leben bleibt, obgleich das einem Wunder gleicht, denn die winzigen Splitter des Sprengkörpers haben die Hauptschlagader des Kindes um Bruchteile von Millimetern verschont.

Eine Bahnfahrt 1946

In der russisch besetzten Zone, 1946, in Mecklenburg, sitze ich an einem herbstlich kühlen Nachmittag im Zug von Parchim nach Schwerin in meinem dunklen Herbstmantel mit dem verschieden farbigen Innenfutter. Dazu den dunkelblauen Velourhut auf dem Kopf, noch aus der Heimat mitgenommen, ganz unverwüstlich, zwar wie ein Herrenhut geformt, aber groß genug meine vielen Haare darunter zu stopfen. Das Mädchenhafte kaschiert sich dadurch, das ist sehr wichtig in diesen, gerade für weibliche Menschen, gewalttätigen Zeiten. In meinem Abteil sitzt, wie in sich versunken, nur noch ein älterer Mann. Aus dem Nebenabteil klingen verschiedene Männerstimmen zu uns herüber.

Am Fenster ziehen die abgeernteten Felder vorbei und Bäume, mit ihnen, sich nun langsam von grün zu gelb und rot und braun verfärbenden Blätterkleidern. Eigentlich braucht die Eisenbahn für diese Strecke etwa eine Stunde, aber heutzutage rechnet jeder Passagier mit einer gewissen Verspätung.

Ich freue mich dann eben ein bisschen länger auf den Besuch bei meiner Schwester Fela, die in Schwerin arbeitet und dort wohnt, nur zum Wochenende nach Hause kommt. Und der Arztbesuch findet sowieso erst morgen statt.

Nanu, beginnt der Zug zu zuckeln? Das Bremsen verringert noch mehr das Tempo! Ein Ruck! Mitten auf freiem Feld: wir stehen! Keiner wundert sich, dass der Halt dauert. Wir stehen, s t e h e n und stehen. Langsam sickert eine Vermutung durch die Abteile, dass es stimmt, können wir eben mit eigenen Augen sehen: „Unsere“ Lokomotive zischt gerade auf dem Nebengleis an uns vorbei in die entgegengesetzte Richtung.

Ein anderer Fahrgast weiß es genau: unsere Besatzungsmacht braucht die Lok für andere Transporte. Ich und die anderen Reisenden, wir

werden dieses lange Warten lernen müssen. Die Minuten schleichen unendlich langsam dahin. Es ist so, als würde das Warten auf die verstreichende Zeit kein Ende nehmen. Die viertel, halben Stunden dehnen sich, ziehen sich in die Länge zur vollen Stunde in die Dämmerung, mühsam zur nächsten Stunde bis in die Dunkelheit hinein. Das allmähliche Verblässen der Farben draußen verbindet sich mit der schemenhaften Lichtlosigkeit hier drinnen. Nirgendwo Licht und ziemlich kühl ist es auch.

Ich fühle mich wie eingehüllt von der Nachtfarbe, allein, obgleich andere Menschen in anderen Abteilen auch im Dunklen sitzen. Dennoch, eine winzige Helligkeit spüre ich in meinem Inneren, einfach, weil ich atme. Eine etwas unheimliche Stille breitet sich aus.

Plötzlich lautes Sprechen, auch fremde Wörter, Stimmen die sich anders anhören, tief und guttural. Deutsche Laute dazwischen, Unruhe. Der ältere Mann, der inzwischen zu schlafen schien, ist wach. Wir wechseln ein paar Blicke. Ehe wir uns versehen stiefeln zwei junge, sowjetrussische Soldaten in unser Abteil. Schon ihr bloßes Erscheinen löst Unruhe in mir aus. Was suchen sie? Warum sind sie hier?

Sie stehen zwischen uns. Sie reden gut gestimmt miteinander, einer knipst sein Feuerzeug an, einen Moment sticht der unerwartete Blitz in meine Augen. Sie leuchteten eben mein Gegenüber an, jetzt drehen sie sich zu mir. Wieder ein Ratsch und das schnelle Licht geht an, sie nehmen mein Gesicht in Augenschein, ratsch, leuchten noch einmal. Sie sind sich ganz einig, dass es ihnen gefällt.

Sie besprechen sich in ihrer Sprache und wollen unbedingt beim Aussteigen auf mich warten und mich dann mitnehmen. Ich verstehe ja was sie sagen! Seit einigen Monaten erlerne ich das Russische.

Ich erstarre innerlich vor Schreck über das Gehörte! Mein Herz schlägt mit Gewalt gegen meine Rippen! Mir läuft es gleichzeitig heiß und kalt über den Rücken! Die Angst macht mich hilflos, lähmt mich. Ich spreche den älteren Mann an, frage, ob er mir helfen kann, aber er

lehnt sehr schnell ab. Wirklich, was soll er auch machen in solchen Zeiten? Was kann i c h tun?

Nach fast drei Stunden bewegt sich der Zug wieder. Sehr lange dauert es nun nicht mehr, bis wir ankommen. Ich zermartere mein Gehirn! Da fällt mir etwas ein, vielleicht eine Möglichkeit? Ich ziehe meinen Mantel aus, drehe ihn auf die linke Seite und streife ihn wieder über. Dieses ungleichmäßige Futter verändert seine Farbe. Den Hut verstecke ich in meiner Tasche, suche mein dunkelgrünes Maruschka-Tuch heraus, binde es ganz eng um mein Gesicht und mit zwei Knoten unterm Kinn fest.

Bremsen quietschen, langsam fahren wir in den Bahnhof ein: Schwerin ist erreicht. Während die ersten Fahrgäste einer hinter dem anderen aussteigen, verändere ich mein Gesicht blitzschnell: Meinen Oberkiefer mit den Vorderzähnen schiebe ich weit nach vorne, die Oberlippe spannt und kräuselt sich gleichzeitig und gibt die Zähne frei, diese Verspannung lässt die zusammen gekniffenen Augen schlitzig erscheinen, derweil meine Unterlippe sich eng und schmal macht und dabei einen sonderbar länglichen, kleinen, offenen Mund formt. Tatsächlich, da stehen sie, die beiden Russen im Hellen, draußen, rechts und links neben Türöffnung auf dem Trittbrett des Waggons, sehen allen Aussteigendenforsch ins Gesicht, gucken auch mich genau an und ... erkennen mich n i c h t!

Ich bin gerettet, zunächst. Wehe, wenn die Soldaten merken, dass sie hintergangen worden sind. Sie werden mich womöglich suchen! Es kann schlecht enden, also renne ich, wie von Furien gejagt, den Bahnsteig entlang, dem Ausgang zu und zur Straßenbahn, die, wie auf Bestellung, da steht, mich mitnimmt und damit erlöst.

Unendlich lange atme ich aus und schicke Dankgebete zum Himmel! An der, für mich, richtigen Haltestelle steige ich beruhigt aus und trabe der vertrauten Adresse meiner Schwester entgegen.

So kann eine einfache Eisenbahnfahrt von Parchim nach Schwerin in schwierigen Zeiten gefährlich sein und dennoch glücklich enden.

Der Schreck in der Morgenstunde

Seit ein paar Wochen schon bin ich krankgeschrieben. Eigentlich fehlt mir nichts, es kommt nur Woche für Woche etwas dazu. Ständig bildet sich, immer aufs neue, Wasser in meinem linken Brusthohlraum. Deshalb wandere ich, zur ambulanten Punktion, einmal in der Woche ins Krankenhaus. Die übrige Zeit soll ich viel liegen und mich schonen. Aber heute leuchtet so ein strahlender Frühlingstag. Der April geht seinem Ende entgegen in Parchim, 1945. Ich lege mich, um das Licht und die Wärme zu genießen, in eine Decke gewickelt, für eine kleine Weile in die Sonne auf das Dach des Hauses.

Am nächsten Morgen wache ich etwas früher auf als üblich und empfinde meinen Körper so heiß wie einen Ofen, als hätte ich viele heiße Wärmflaschen im Bett. Sogleich kreisen unruhige Gedanken in meinen Kopf umher: „Woher kommt die Hitze, wieso das?“. Ich rede beruhigend auf mich ein: „Vielleicht ist es auch gar nicht schlimm, kommt mir nur so vor“. Zur Sicherheit messe ich die Temperatur. „Hui, über neununddreißig!“ Das ist ziemlich hoch. Gestern zeigte es nur ein paar Strichlein über siebenunddreißig an. Bei all dem Durcheinander-Denken schlaf ich noch einmal leicht ein.

Plötzlich wache ich wieder auf, während die anderen noch immer schlafen: Meine Eltern und meine Schwester Felicitas. Ich glühe, ich gucke auf die Uhr, eine Stunde ist vergangen. Es arbeitet in mir, ich frage wieder das Thermometer. Jetzt erschrecke ich! Vierzig-sechs! Wenn das so weitergeht, bin ich in drei Stunden tot.

Ich überlege hin und her. Soll ich meine Mutter wecken, ich muss wohl. Nur, sie erschrickt schon bei kleineren Kapriolen meiner Krankheit. Sie bekommt sofort traurige, fast hilflose Augen und sieht dann furchtbar sorgenvoll aus. Das alles will ich ja nicht, aber sterben möchte ich auch nicht.

Sie liegt gewissermaßen neben mir. Wir wohnen seit der Flucht alle

zusammen in diesem Zimmer. Also lege ich doch meine Hand auf ihren Arm. Sie reagiert so, als hätte sie einen Stromstoß erhalten, ist sofort wach, ist erschreckt und verwundert über die Hitze, die meiner Hand entströmt. Berührt gleich meine Stirn: „Kind, Du hast ja hohes Fieber“. Und hat dabei genau den Ausdruck in ihrem Gesicht, der mir wehtut.

Sie steht schnurstracks auf, weckt die anderen, schickt Felicitas zum Teekochen nach unten in die Küche, setzt sich auf meinen Bettrand, berührt mich noch einmal, wie ungläubig, und misst nun selbst meine Fieberhöhe. Diesmal: „Einundvierzig! Um Gotteswillen!“ Dann: „Ich gehe den Arzt holen“.

Mein Vater ist auch schon gegangen, er muss für die Russen arbeiten und es wäre gefährlich für ihn, nicht zu erscheinen. Nach einiger Zeit, höre ich, wie sie die Treppe hoch hetzt. Sie ordnet ein wenig das Zimmer und da klopft auch schon der Arzt an die Türe.

Wir kennen uns vom Beginn meines Krankseins, er horcht mich ab, noch mit dem altmodischen Stethoskop, an das er sein Ohr hält. Auch die Messprozedur findet wieder statt. Er guckt bedenklich, kann es auch irgendwie nicht fassen, schiebt seinen Kopf etwas ratlos hin und her.

Er sagt zu meiner Mutter in bedauerndem Ton: „Ich kann nicht helfen“ und ganz leise: „Es sieht gar nicht gut aus!“ Und noch leiser etwas nur in ihr Ohr. Nun wieder in normalem Ton: „Sie muss sofort ins Krankenhaus, aber ich muss Ihnen leider auch sagen, dass sie dort überfüllt sind. Sie nehmen niemand mehr auf“.

Er macht eine hilflose Geste: „Sie wissen, die Russen, die Medikamente“, er zieht seine Schultern hoch: „Es ist leider nichts zu bekommen“.

Meine Mutter: „Ich gehe selbstverständlich trotzdem hin!“ Er lässt ein paar Tabletten zur Beruhigung da, schreibt die Überweisung für das Krankenhaus, wirft uns einen mitleidigen Blick zu und wünscht alles Gute, bevor er geht. Er wirkt wie ein alter, schwer tragender Mann.

Meine Mutter eilt los, meine Schwester umwickelt derweil meine Beine mit kalten Kompressen. Dem Fieber macht das nichts. Die Tabletten allerdings müssen gewirkt haben, ich kann mich danach an nichts mehr erinnern.

In der Zwischenzeit erlebt meine Mutter, die vom Doktor vorausgesagte Situation: Aufnahmestopp! Trotz Überweisung! Aber sie bleibt hartnäckig im Spital. Sie steht im Hauptgang, spricht jeden weiß bekittelten Menschen an, der da vorbei kommt. Erklärt immer wieder, dass sie ein sterbendes Kind zu Hause hat und steht weiter da und fragt. Die Ärzte reagieren freundlich ablehnend. Aber sie bleibt und hofft, versucht und spricht an. Bis endlich eine junge Ärztin sich erbarmt: „Bringen sie sie her, und wenn wir sie in die Badewanne legen müssen“.

Hat vielleicht die Angst und die Entschlossenheit im Gesicht meiner Mutter sie zum Erbarmen „verführt“?

Wie ich ins Krankenhaus gekommen bin, weiß ich nicht. So ganz allmählich kam das Wahrnehmen zurück. Verschwommen erinnere ich mich, wie ich auf einem Etwas liege und zwei Leute schieben mich in einen Raum. Ich höre sie sprechen und merke, es sind zwei Krankenschwestern, die sich laut darüber austauschen, was nun mit mir ist und wohin überhaupt mit mir.

Sie stehen, die eine am Kopf-, die andere am Fußende meiner Liege. Sagt die eine sehr aufgeregt: „Was ist nun mit ihr hier? Es ist doch alles belegt - wohin also?“ Die andere redet beruhigend auf sie ein. Ich bekomme von diesem Dialog fast nichts mit, ich höre nur Laute. Aber dann auf einmal zeigt die am Fußende Redende mit ihrem ausgestrecktem Zeigefinger von oben auf mich und sagt in tröstendem Ton zu der Anderen: „Das hier dauert nicht mehr lange, damit ist es doch dann erledigt.“

Meine Ohren hören diesen Satz und im gleichen Augenblick bäumt sich in mir tief innen etwas auf, formuliert sich, als würde es ein einziges Wort sein: „Das-wollen-wir-erst-mal-seh'n!“ Unausgespro-

chen, aber wie eingestanz in mein Selbst gegen die, von der Schwester ausgesprochene Prophezeiung: Mein tatsächliches Sterben in sehr kurzer Zeit.

Ich bin nicht gestorben!!! Die unerschütterliche Beharrlichkeit meiner Mutters rettete mein Leben. So führte der Schreck in der Morgenstunde zu einer außerordentlich wichtigen Erfahrung und großer Dankbarkeit. Und zu sechs Wochen Aufenthalt in diesem Haus und der Erkenntnis, dass Irrtümer auch hilfreich für die Zukunft sein können.

Der Irrtum

Jeden Monat einmal sitze ich im Wartezimmer des Parchimer Krankenhauses. Seit Herbst 1946 geht es so. Heute, am 27. März 1947, fegt ein scharfer Wind durch die Straßen. Eine kleine Gruppe junger Patienten, wie ich, sitzt etwas abseits im Raum zusammen und erzählt sich ziemlich laut schlimme Geschichten von Lungenkranken.

Ich versuche wegzuhören, schaue auch nicht zu den Sprechenden hinüber, ich will davon überhaupt nichts wissen. Mich geht es doch gar nichts an. Bei mir stört mich nur manchmal mein zur Reizung neigendes, linkes Rippenfell.

Wegen der lange andauernden, nassen Pleuritis im vorigen Jahr, soll ich eben nur zur Kontrolle kommen, die immer nach dem gleichen Muster abläuft: Abhören und Röntgen-Aufnahme meines Brustkorbes. Ein kleines Weilchen später verkündet Herr Dr. Herrmann, der Chefarzt, jedes Mal freundlich und mit einem Anflug von zarter Selbstgewissheit. „Es sieht alles sehr gut aus!“

Mir gefällt seine Antwort immer wieder sehr. „Es kann doch gar nicht anders sein“, bekräftigt mein Denken leise seine gute Diagnose. „Also alles in Ordnung“, lächle ich dankbar zurück. Mein sehnlichster Wunsch, endlich auch in den Westen zu gehen, nimmt so immer mehr Gestalt an!

Auch heute, nach der üblichen Aufforderung der Schwester: „Fräulein Neumann kommen Sie bitte“, folgt die gewohnte Prozedur. Dass ich etwas länger auf das Resultat warten muss, verwundert mich ein bisschen. Aber: „Was soll denn sein“, fragt es in mir.

Dann kommt der Doktor, steht mit äußerst ernstem Gesicht vor mir: „Es sieht heute nicht gut aus, Fräulein Neumann, es ist was, da hat sich in ihrer rechten Lunge ein Loch entwickelt“, und in meine ihn ungläubig anstarrenden Augen hinein: „Kirschkerne groß ist es.“

Ich glaub' ihm kein Wort! „Das kann nicht wahr sein!“ In mir breitet sich eine riesige Empörung aus, während ich stumm dastehe. „Natürlich und ganz bestimmt irrt er sich“, rattert es in meinem Hirn. „Das ist ja noch schöner“, fällt mir eine Redewendung von Zuhause ein. So was gibt es überhaupt nicht!

Benommen renne ich nach Hause und gleich danach zum Bahnhof. Ich fahre zu Dr. Borgfeld nach Schwerin, Spezialist für Lungenkrankheiten. Vor einiger Zeit hat er mir Hoffnung auf eine vollständige Gesundung gemacht. Er wird den Irrtum aufklären!

Über Nacht bleibe ich bei meiner Schwester. Immerzu hämmert es in mir: „Alles falsch!“ und „Kann nicht sein!“ In dieser Nacht will der Schlaf nicht zu mir kommen. Die Erregung füllt mich total aus. Die immer gleichen Sätze wiederholen sich in mir wie bei einer Litanei in der Kirche: „Es stimmt nicht!“ „Es kann auf keinen Fall wahr sein!“

In mir nur Aufruhr.

Wach und erschöpft zugleich gehe ich morgens mit meiner Schwester zusammen aus dem Haus. Sie strebt ihrer Schule zum Unterrichten zu, ich setze mich zuerst auf eine Bank am Pfaffenteich, um als erste Patientin pünktlich in der vertrauten Praxis in der Stadtmitte zu sein. Der Arzt reagiert auf meine Mitteilung über den Grund meines plötzlichen Kommens in skeptischem Ton: „Das ist ja gar nicht möglich“. Er untersucht mich auch nicht, sondern lässt von seiner Assistentin sofort eine Röntgenaufnahme machen. Wieder Warten, gespanntes diesmal, ruheloses, bis er mit dem Foto kommt.

Er guckt mich wie ein überaus besorgter Vater an und sagt nur traurig: „Leider, es stimmt, ich kann es auch kaum glauben“, und zeigt mit seinem Finger auf eine Stelle der Aufnahme: „Da, das Helle, das ist das Loch“, und in meine Fassungslosigkeit hinein energisch: „Sie müssen schnellstes in eine Heilstätte zur Behandlung, sie brauchen sich um Nichts zu kümmern, ich werde alles Nötige in die Wege leiten, sie bekommen dann Bescheid, wann und wohin.“

Während er spricht, läuft mir ein kalter Schauer nach dem anderen über den Rücken. Er verabschiedet mich, versucht dabei mich zu trösten - und dann bin ich mit mir allein. Nun bin ich w i r k l i c h krank, hab', wovon sich so viele fürchten: Eine Lungentuberkulose!

Ich werde also sterben! Wenn sich diese Infektion so schnell entwickelt, sieht die Zukunft düster aus. In Windeseile breitet sich Trostlosigkeit aus, in all meine Glieder hinein. Ich bin ohne Hoffnung, nur todtraurig. Wie in Trance lande ich in der Mensa der Schule und sitze meiner Schwester gegenüber.

Sie will mich auch trösten, aber sie schafft es nicht, ich werde stattdessen ärgerlich, weil sie mein inneres Weinen nicht versteht. Ich sehe blass und fast durchsichtig aus, sagt sie und ohne aufgesteckte Haare, überhaupt ein wenig unordentlich.

Ich bin mir auf sonderbare Weise abhandengekommen. Abends berichtet sie, dass ein Kollege sich nach mir und uns erkundigt hat, weil ich so elend und irgendwie anders wäre heute, ob wir Streit hätten. Sie hat ihm den wahren Grund nicht erzählt, sie hat sich für ihn eine Erklärung ausgedacht. Seine Wahrnehmung allerdings hat etwas in mir in Bewegung gesetzt, meine Lebensgeister geweckt, vielleicht meine Eitelkeit berührt.

Es ruckt in mir, ich richte mich innerlich auf: Keiner soll es mir ansehen, dass ich sterben muss! Am nächsten Tag stecke ich meine Haare wieder gepflegt auf, lege etwas Rouge auf die Lippen, wie sonst auch, beklopfe meine Wangen. Aber: Mein Innerstes schirme ich nach außen ab.

Eineinhalb Wochen später sitze ich in einem Bus mit anderen Kranken. Ich lande in Amsee, einer Lungenheilstätte bei Waren (Müritz). Sie liegt idyllisch an einem großen See, weit weg vom normalen Leben, mit einem hölzernen Totenkopf im Park.

Alfredo

Es ist das Jahr 1946 in Schwerin, einer Stadt in Mecklenburg, die in der sowjetrussisch besetzten Zone liegt. Der Frühling hat gerade mit seiner Blütenpracht begonnen und es wird für mich hier wohl einen recht langen Sommer geben.

Ich lebe als Patientin im Beobachtungs Krankenhaus im Vorort Lankow. Mit einem anderen weitläufigen Gebäude, liegt es idyllisch an einem großen See, in einem weiten Park, den alte Bäume schmücken. Zu bestimmten Zeiten finden sich viele junge Leute auf dem Gelände ein. Sie suchen Heilung, die auslösende Krankheit hat nämlich eine „Schwäche“ für sie, sehr zu ihrem Nachteil, denn sie geht leider oft nicht gut aus.

Wir allesamt sollen hier gesund werden: Von der frischen Luft, dem manchmal recht spärlichen Essen, den ausgiebigen Liegekuren und den freundlichen Aufmerksamkeiten der Ärzte und Schwestern.

Als einzige darf ich im Park unter einer großen Tanne auf einem Draußenbett (Eisengestell mit Matratze) liegen. Auf angenehme Weise hat sich ziemlich bald eine gemütliche Gewohnheit entwickelt: Jeden Tag, nach ihrer Vesperliegekur kommen vier wache, vielseitig interessierte und lachfreudige Jungs mich besuchen: Gerhard, Klaus, Alfred und Pipell.

Sie lagern sich im Gras, sind zwischen sechzehn und einundzwanzig Jahre jung und immer unterhalten sie mich und wir uns auf höchst anregende Art.

Alfred will Schauspieler werden, manchmal deklamiert er dramatische Rollen aus den Klassikern oder er rezitiert klangvoll Gedichte. Mal liest einer etwas vor, ach, nie geht uns der Gesprächsstoff aus.

Doch im Laufe der Zeit und so allmählich verändert sich etwas, zwischen mir und Alfred, den ich wegen seiner dunklen Haare und

samt-braunen Augen "Alfredo" nenne, es beginnt leicht zu prickeln zwischen uns. Dann bemerken wir ein paar Gemeinsamkeiten: Wir beide sind gleich jung, einundzwanzig Jahre, katholisch, fromm und krank. Wir glauben an den Himmel, die Heilige Dreifaltigkeit und an die Hölle. Wir besuchen, wenn es unser Gesundheitszustand erlaubt, die sonntägliche Messfeier, beten in den Marienandachten im Mai und im Rosenkranzmonat Oktober. Außerdem wohnen wir hier im gleichen Haus.

Und das Trennende? Alfredo kommt aus Berlin, ich bin seit einem Jahr in Parchim zu Hause. Er ist an der Lunge erkrankt, ich am Rippenfell. Zuerst versuchen wir, unsere neuen Empfindungen für einander, vor den drei anderen zu verbergen, aber beim gemeinsamen Herumspazieren nach dem Abendbrot, raten sie spaßend herum. Dennoch bleibt es zwischen uns spannend.

Eines Tages lockt er mich mit der Idee heimlich tanzen zu gehen, obgleich es natürlich absolut verboten ist. Trotzdem: Eine, zur richtigen Zeit nicht abgeschlossene Türe „hilft“ uns hinaus.

In der Dorfschenke, nicht weit vom Haus entfernt, kennt uns keiner. Es macht mir dort großen Spaß, mich zu der gemütlichen Dorfmusik in seinen Armen zu wiegen. Als wir uns total erschöpft fühlen vom vielen Drehen und Schunkeln, finden wir zum Glück das halboffene Fenster im erhöhten Parterre meines Zimmers. Wir klopfen meine Kolleginnen wach, die uns dann stumm hinein helfen. Wie eine Maus so leise, schleicht Alfredo schnurstracks auf Socken, die Schuhe in der Hand, in den ersten Stock.

An einem der nächsten Tage, mutig geworden, vereinbaren wir nachts, wenn alles schläft, im See baden zu gehen. Ich gebe zu bedenken, dass ich keinen Badeanzug besitze, aber Alfredo zerstreut sanft lächelnd meine Sorge: „Es ist doch ohnehin dunkel!“ Das sehe ich sofort ein. Lautlos, durch ein, für uns günstig eingebautes Kellerfenster, schieben wir uns nach draußen. Ein Mond, der sich in der glatten Wasserfläche spiegelt, warm die Luft, warm das Wasser für unsere nackten Körper,

die Stille: Wunderbar! Und schwimmen ohne ein Geräusch zu machen: ein Kunststück. Flüstern und Lachen ohne Laut ist mühe- und lustvoll zugleich.

Als wir dann nass im Gras liegen, vollgesogen von dieser nächtlichen Stimmung, als würde sie sich einschreiben für immer und alle Zeit, da finden wir uns ganz zusammen.

Wir fühlen uns aufgehoben und wie verwoben mit dem Gräsern um uns und den Sternen über uns. Dann, nach einer langen Weile, kleiden wir uns an, schlängeln uns wieder durchs Keller-Fenster und auf Zehenspitzen hinauf ins Haus. Ich bin glücklich.

Aber in den folgenden Tagen schleicht sich mein katholisches Gewissen in mein Glücklich sein. Wir haben getan, was nur verheirateten Paaren erlaubt ist, wir sind nach dem Kirchengesetz in schwere Schuld geraten, haben uns damit eine Todsünde aufgeladen. Das Schöne blättert etwas.

Als wir dann am Sonntag zur Messfeier ins Stadtzentrum wandern, fällt uns etwas aktuell Schreckliches ein: Weil sich die sowjetrussischen Besatzungssoldaten oft äußerst stark betrinken, in diesem Zustand mit ihren Lastern kreuz und quer, über Stock und Stein mit beängstigendem Tempo durch die Straßen, über Bürgersteige und in Menschen hinein rasen, überfällt mich eine entsetzliche Angst, breitet sich in mir aus .

Vielleicht passiert es uns auch? Aber nicht Angst vor dem Sterben, das wäre nicht das Schlimmste. Es ist die Hölle nach dem Tod, die ich so fürchte. Zum Glück erreichen wir die Kirche ohne Zwischenfall, bleiben aber als Schuldbeladene ganz hinten stehen. Alle Angst, so sieht es aus, war umsonst, wir betreten „unsern“ Park unbeschädigt, nur das Glücklich sein hat ein wenig von seinem wunderschönen Glanz verloren.

Vollkommen unvorbereitet, ganz und gar unerwartet und plötzlich beendete die Besatzungsmacht die noch so nötige Kurzeit. Die Russen

benötigten das ganze Anwesen, alle müssen das Anwesen verlassen
und wir Patienten kehren vor der Zeit nach Hause zurück.
Zwei Jahre später ist Alfredo an seiner Krankheit gestorben.

Einige besonders schöne Tage

Ganz sanft blinzele ich in die Dunkelheit. Wie früh es wohl ist? Da, es klopft! Meine liebenswürdige Weckerin, Johanna, schießt es mir durch den Kopf. Ich springe aus dem Bett, öffne die Türe wie verabredet und murmele mein „danke“. Dann kuschle ich mich noch einmal in meine Federn, genieße ein kleines Momentchen die Wärme. Raffe mich dann doch auf, denn die Armbanduhr zeigt, angeleuchtet mit der Taschenlampe, zwanzig Minuten vor sieben.

Gleich, um halb acht, beginnt die Morgeneinheit meines Kurses „Meditatives Tanzen“ im Kloster Nütschau. fünf Tage lang! Ich knipse das Licht an. Ich muß mich beeilen.

Pünktlich, im kreisrunden Tagungssaal, sind im Morgendämmerlicht alle neunzehn Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit unserer Leiterin, Marie Theres, versammelt. Der Raum, hoch und weit, in der Mitte geschmückt mit einer großen Licht spendenden Kerze, umrahmt von farbigen Tüchern und entsprechend abgestimmten Blüten.

Zuerst schütteln wir, ziemlich intensiv, den Schlaf aus unseren Gliedern. Danach folgt ein Ablauf bestimmter Übungen, dann auch Gebärden, die sich zum Gebet formen.

Als nächstes dies: Warm in Wolle oder in eine Decke eingewickelt, auf einem Bänkchen oder auf einem Stuhl sitzend, läßt ein zarter Gong-Ton zu einer kurzen Meditation.

S t i l l e. V o l l k o m m e n e Stille.

Sonderbar, ich fühle mich von dieser Lautlosigkeit getragen. Ein erneuter Gong-Klang beendet die Zusammenkunft für jetzt.

Zum Frühstück wandere ich durch den herbstlich bunt schillernden Park über die, von verschiedenen Wettern grünlich gefärbte, Holzbrücke und an den umfangreichen Stämmen der alten Bäume vorbei. Im Speisesaal wartet heißer Kaffee, Tee und ein reich beladener Tisch mit vielseitigen Angeboten für den Morgenappetit aller Gäste.

Denn auch andere Gruppen tagen hier und jede hat ihren mit einer Karte gekennzeichneten Tisch. An unserem entwickelt sich allmählich ein reger Austausch.

In der Vormittagseinheit und auch später im Verlauf des Tages, so wie ebenfalls weiterhin, werden wir viele Kreistänze erlernen, doch zuerst beschäftigen wir uns mit dem angesagten Thema, dem „Sonnengesang“ des Heiligen Franziskus von Assisi. Wir lernen das wunderbar vielfältige Gebet kennen, lesen es uns vor und sind berührt von seiner umfassenden Gottbezogenheit.

Marie-Theres vertieft im Gespräch unser Verständnis für die einzelnen Strophen des Gesangs. In ihm lobt der Heilige „Gott, den höchsten, allvermögenden Guten“ für alles Geschaffene und das Geschaffene lobt mit: Bruder Sonne und Schwester Mond, Bruder Wind und die Lüfte, Schwester Wasser und Bruder Feuer, unsere Schwester, die Mutter Erde, die, die Frieden stiften und verzeihen und der leibliche Tod, unsere Schwester.

Wir lernen zu dem jeweils Hervorgebrachten die Choreographie der Tänze mit einfachen, aber immer wieder anderen Schrittkombinationen. Die entsprechende Musik hilft auf wunderbare Weise die Themen in Bewegung umzusetzen.

So gibt es einen Mond-Tanz, den Strahlen-der-Sonne-Tanz, den Feuer- und Wind-Tanz, den Wasser- und Erde-Tanz. Sogar einen Totentanz, der mit einem berührend traurigen „Kyrie Eleison“ beginnt, doch in strahlenden „Gloria in Excelsis Dei“-Tönen endet.

Und einer dieser Tage glänzt besonders für mich. Alle Tanzschritte kann ich nun, zu den verschiedenen Themen und den unterschiedlichen Musikbegleitungen. Ach ja, die Musik! Eine beeindruckende Vielseitigkeit zeichnet sie aus: Israelische, keltische, irische, auch Inka-Musik, ein Konzert von Salterio, eine Sonate von Bach, Messsgänge und noch andere eindrucksvolle Musikstücke.

Wir tanzen an diesem Nachmittag den ganzen Sonnengesang in seinen vielen Ausfäucherungen. Harmonie stellt sich ein, ein Gefühl von

intensiver Verbundenheit mit allem und miteinander, noch auf einer anderen Ebene als der Realität. Die Tanzschritte ergeben sich ganz von selbst. Es schwingt in meinem Körper, ich fühle mich aufgehoben und bin gleichzeitig hingeeben an diese fließenden Bewegungen in ihrem jeweiligen Rhythmus. Es ist still in mir, der Alltag tritt zurück, ich bin in der Gegenwart.

Am Abend ist Wünschen dran. Wir können außer dem Sonnengesang ja noch andere Tänze. Zwanzig sind es im Ganzen! Da lacht mein Herz! Wir wiederholen die erbetenen Tänze, auch die schnelleren und ich bin leicht außer Atem. Dieses ganz eigene Vergnügen, das Gesammelt-Sein, die Erfahrung vom Miteinander ist ohne die anderen Tanzpartnerinnen und Partner gar nicht möglich. Sie haben meine Freude mit ausgelöst. Dafür bin ich sehr dankbar. Die Energie vervielfacht sich bei solchen Kreistänzen.

Darum sind diese Tage eben besonders schön gewesen, weil ich mich und meine Mittänzer in dieser Tiefe erleben konnte. Auch dank unserer geduldigen und kreativen Leiterin.

Das Schmuckstück

Schon lange hat mir dieses Goldoval gefallen. In der Mitte des rötlich schimmernden Goldes glänzt die kraftvoll gefasste Perle besonders. Feine Goldschmiedekünste, die wie Lochstickerei-Arbeiten wirken und zu denen Vertiefungen führen, bilden mit einem apart ziselierten Kranz in ihrer Harmonie eine Augenweide. Meine Großmutter hatte sich zu meiner Erstkommunion mit dieser Brosche geschmückt. Doch woher kommt dieses Angebinde?

Keiner weiß es ganz genau, aber es könnte sich so zugetragen haben: Mein Großvater Eduard, als Bräutigam, war sehr verliebt, meine Großmutter Maria, als Braut war sehr jung und schön. Er ließ diesen Schmuck anfertigen nach seinen Wünschen. Ob ihre Augen leuchteten damals? – Heute weiß es keiner mehr!

Das Geschenk blieb ihr Begleiter, bei feierlichen und wichtigen Anlässen zierte es ihre Garderobe, wie bei meinem schon genannten Fest. Später wanderte der Schmuck in die Hände meiner Mutter Lucia, immer hob er ihr Erscheinungsbild, dann allerdings als Medaillon mit Goldkette.

Aber auch weiterhin sticht mir der, über die Flucht gerettete, Anhänger in meine Schönheit suchenden zweiundzwanzigjährigen Augen. So stibitze ich, an einem Sommersonntag, für einen Spaziergang in Hamburgs berühmtesten Park „Planten & Bloomen“, das begehrte Stück aus Mutter Lu's Schatzkästchen. Fädele es auf ein schwarzes Samtband und schlinge alles zusammen um meinen Hals, da bringt es, im Ausschnitt ruhend, mich und mein Kleid sehr gut zur Geltung. Ich nehme die „18“er Straßenbahn in die City bis zum Stephansplatz. Viele Leute streben wie ich zu dem Park. Durch blühenden Wiesenflor gelange ich zum Kassenhäuschen, neben dem großen, schwarzen, schmiedeeisernen Tor. Dort bittet mich der Angestellte einen Moment zu warten.

Während ich ihm zuschaue, berühre ich gedankenverloren meinen Hals. Was ist das? Ich bin hellwach! Es kann nicht sein! Mein Samtband: leer! Nichts, gar nichts hängt an dem Ding!!! Nun will ich keine Karte mehr! Wo nur, wo hab' ich meine Kostbarkeit verloren? Mir bleibt beinahe das Herz vor Schreck stehen. Wo soll ich suchen? Wie kann ich hier zwischen all den Gänse-und anderen Blümchen so etwas Kleines von fünf, höchstens sechs Zentimetern Höhe finden? Und all die vielen Füße dazwischen?

Gebückt, innerlich zitternd und Gebete murmelnd zu allen guten Geistern und Suchheiligen, gehe ich zurück, Schritt für Schritt, mit fast starrem Blick. Beäuge Grashalm für Grashalm, drehe beinahe jedes Blättchen um! Ich atme immer kürzer vor Hoffnungslosigkeit.

Der Duft, die Wärme, die Sonntagsstimmung: alles weg! Nur noch Augen, ängstliche!

Plötzlich, ich kann es kaum glauben, liegt es da, mein Verlorenes, ohne Erlaubnis Genommenes, wie eingekuschelt zwischen dem dichten Grün! Unbeschädigt glänzt es mir entgegen!!! Vollkommen heil! Ich staune und staune und staune! Vor Freude möchte ich am liebsten hüpfen, gleichzeitig braust in meinem Inneren heißer Dank an die Himmlischen auf.

Ich berge das kostbare Wiedergefundene, Omis Schmuckstück, in meiner Handtasche und schwebe mehr vor Freude, als dass ich an der Alster entlang nach Hause laufe. Niemand sieht mich, als ich es heimlich und leise zurücklege an seinen Platz.

Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie glücklich ich bin, in mir lacht alles. Vielleicht hat das Goldoval mir meine Bewunderung vergolten? Nachtrag: Viele, viele Jahre später gehörte es mir wirklich. Wir genossen unsere Beziehung. Im Sommer 2007 bekam es ein neues Quartier. Ich gab es weiter an meine liebe, junge Nichte Andrea, die mit ihrer Familie in Frankreich lebt, „von warmen Händen in warme Hände“. Für Söhne eignet es sich nicht so gut als Geschenk.

Kleiner Hinweis

1945: Flucht von Danzig nach Parchim, das dann russisch besetzte Zone wird.

Ende 1947 Übersiedelung nach Hamburg und

1949, nach langer Krankheitszeit, der Beginn von etwas Neuem.

Ja, hier, ein paar Häuser von der eben wegen des Wassers in meinen Ohren aufgesuchten Arztpraxis entfernt, ging ich vor nicht ausdenkbaren Zeiten, also 1949, zu der alteingesessenen Firma Andersen & Co, Reederei und Verkauf, um mich vorzustellen. Eine Annonce im Hamburger Abendblatt hatte meine Aufmerksamkeit erregt, weil ich nun eine Arbeit suchte: „Junge, gebildete, gut aussehende Damen für Propagandazwecke gesucht.“

„Nein, es handelt sich nicht um verspätete Nazis“, klärte meine Mutter mich auf: „Das wird so etwas sein wie die Persil-Damen früher!“ So landete ich in einem gediegenen Büro, wurde freundlich empfangen: „Gnädiges Fräulein, bitte hier herein.“

Ein informatives Gespräch in angenehmer Atmosphäre führte zu meinem Engagement. Die Anschrift musste ich mir merken: Neuer Wall, nur welche Nummer? 32?

Das Resultat ist schnell berichtet: Durch meine Arbeit und die gleich mir Eingestellten, lernten die Hamburger die neueste Art Lebensmittel, das „Tiefgekühlte“ kennen. Als Gemüse und Obst! Obgleich zu der Zeit kaum ein Haushalt ein Gefrierfach besaß.

Auf den großen Messen in Bremen, Hannover und Frankfurt lernten die Besucher dort auch durch uns das gesunde Neue kennen. Viele Erfahrungen und nette Erlebnisse erweiterten meinen Horizont. Allerdings lief die Aktion in diesem Rahmen am Ende des Jahres aus.

Von meinem endlich selbstverdienten Geld wollte ich mir in der Ausverkaufszeit, zum ersten Mal in Hamburg, etwas Hübsches zum

Anziehen kaufen. Ein paar Meter weiter in dieser Straße, lockten mich im feinen Konfektionshaus „HORN“ schicke, äußerst ansehnliche Sachen im Schaufenster!

Oh, oh, die Kleider, die die reizende Verkäuferin mir zum Anprobieren zeigte, mir hinein half und deren Preis sie im rückwertigen Halsbereich der Garderobe heraus nestelte, stimmten mit meinen finanziellen Möglichkeiten nicht überein. Das verbarg ich auch nicht. Sie, aufmunternd: „Wir finden schon etwas Passendes für sie“! Tatsächlich, sie „fand“ wirklich!

Alles stimmte: Größe, Schnitt, Stoff, ich gefiel mir, ebenso der stark herunter gesetzte Preis.

Ein Weilchen später. Du liebe Güte, Schuhe brauchte ich auch. Bei Goldpfeil im Eckgeschäft zum Jungfernstieg warteten sie auf mich, direkt hinter dem Glas wie mir schien: Braun, flach, schlicht und elegant. Beim Anprobieren saßen sie so gut, als wären sie für mich gearbeitet. Diese ansehnlichen, wildledernen Pumps! Mein zweiter eigener Einkauf in meiner neuen Heimat.

Einige Zeit nach meiner Hochzeit!

1951 wollte ich unbedingt Nachttischschränke an unseren Betten. Bei „Bornhold“, mehr in Richtung Rödingsmarkt, dem bekannten, gut ausgestatteten Möbelhaus in „meiner“ Straße fand ich in Holzart und achtsamer Verarbeitung genau die von mir Gesuchten.

Irgendwann wurde unser kleines Sofa anderswo gebraucht. Wir wünschten uns eines, in dem man nicht so tief einsinkt, schlicht, bequem und wohl gestaltet.

Wir suchten in verschiedenen Geschäften bis wir uns wieder hier, damals Hausnummer 43, bei „Asko“, dem finnischen Möbelhaus umsahen. Wir guckten im Parterre herum, nichts da für uns. Wir kletterten die Treppe hoch und da stand es: Breit genug, mit hoher Lehne, mit einem, wie handgewebt wirkenden Bezug, genau in dem blauen Farbton, der mit unserem Teppich korrespondieren würde, einladend und ausklappbar! Genau wie wir's uns vorgestellt haben. Nur der Preis! Wir zahlten möglichst immer in bar, diesmal ging es nicht. Der finnische Verkäufer machte uns nun ein hilfreiches Angebot: Ohne zusätzliche Kosten in drei Raten und in drei Monaten zu bezahlen, bei sofortiger Lieferung. So viel Kulanz hat uns gefreut!

Dann vergrößerte sich die Familie, der Freundeskreis, unser Sofa-Tisch erwies sich als zu klein. Wo fanden wir unsere Vorstellung verwirklicht? Wieder bei „Bornhold“! Aus massivem Nussbaum, rund, einen Meter Durchmesser, in der Höhe verstellbar, wirkt er immer noch leicht mit seinen schräg gestellten Füßen, jetzt über fünfzig Jahre später. Und auch immer noch wirkt er mit seiner Rundung einladend. Von heute aus betrachtet, bilden diese Begebenheiten gar nichts Besonderes, aber zu der Zeit, nur einige Jahre nach der Währungsreform von 1948, hatten sie einen anderen Stellenwert, vieles war neu, wirkte besonders, nicht nur mein neuer Ehestand.

Rückblickend verwundern mich meine Aktivitäten im Neuen Wall.

Vielleicht hat es mit dem Alsterdampfer, einem damals offiziellen Verkehrsmittel, zu tun. Vom Uhlenhorster Fährhaus gesehen, unserer ehemaligen Alsterdampferhaltestelle, bildete der Anleger am Jungfernstieg die Endstation. So bot sich die von mir bevorzugte Straße durch diese Nähe an.

Ein Baum erzählt

Es ist gut, dass du dich an meinen Stamm lehnst. Viele Jahrzehnte bin ich hier schon fest verwurzelt, in jedem Jahr entsteht ein neuer Ring in meinem Inneren, meine Standfestigkeit erhöht sich dadurch und stärkt mich. Davon kann ich dir etwas abgeben.

Hier wächst es sich gut, der Boden schenkt mir alles, was ich brauche. Die Feuchtigkeit belebt meine Wurzeln, ganz in der Nähe plätschert die Ilmenau vorbei. Dieser Fluss, mit seiner nicht zu eiligen Strömung, schafft nicht nur für mich, sondern für uns alle in diesem Laubwald, wunderbar ausgewogene Wachstumsbedingungen.

In meinen Anfangsjahren, da sorgten die wilden Herbst- und Winterstürme, die über uns hinweg fegten, für große Angst in mir. Das fing schon mit diesen mich so erschreckenden Veränderungen an, die sich in mir ereigneten. Was war das?

Leise und allmählich verringerte sich meine Kraft, als würde sie mir jemand wegziehen, während meine tiefgrünen Blätter sich in leuchtend Rostrote veränderten, die so schön aussahen, dass Leute bewundernd bei mir stehen blieben.

Ich verstand gar nichts und schon überhaupt nicht, dass meine verfärbten Blätter plötzlich von den her Stielen vollkommen austrockneten. Natürlich hatte schon der schwache Wind ein leichtes Spiel mit ihnen, sie kreiselten, wehten und schwebten sanft zur Erde und der grobe Wind riss die letzten mit Gewalt ab.

Aber viel schlimmer war für mich, was ich dann mit diesen schrecklichen Stürmen erlebte. Ich war ja so jung, noch zart im Geflecht. Werden meine weichen Zweige das aushalten? Meine sehr schlanken Wurzeln hatten sich noch nicht weit genug im tiefen, dunklen Erdreich ausgebreitet, fürchtete ich.

Meine Rettung damals? Ich hab' gedacht: „Gib' dem stürmischen Wind nach, sträube dich nicht, mach dich beweglich im Stamm, es hat

keinen Sinn sich gegen den Wilden zu stemmen“. Ich lasse mich von ihm sogar in seine entsprechenden Richtungen wiegen, „nein, umstürzen lassen will ich mich von ihm n i c h t“.

Sonderbarerweise merkte ich, wie mich dieses Nachgeben stärkte. Und dass er mir gefiel. Genauso lernte ich auch meine Zeit der verringerten Kraft zu mögen, in dieser Ruhe erhole ich mich und mein Wachsen braucht für eine bestimmte Zeit die Stille.

Gleich bei meiner achtsamen Pflanzung war ich einverstanden mit dem sonnigen Platz hier. Zwischen den anderen Bäumen und mir entwickelten sich gute Schwingungen, ein stiller Austausch.

In der Nacht, wenn die Feen kommen entsteht eine geheimnisvolle Lebendigkeit, sie ziehen alle Tiere in ihren zarten Bann, die sich auf sonderbare Weise von Ihnen beschützt fühlen. Sogar unsere leise Sprache können sie verstehen.

Besondere Freude bereiten mir die Vögel, wenn sie mich besuchen. Sie schwingen mit meinen Ästen im Wind mit wie Tänzer, aber wenn sie ganz still sitzen und ihre zwitschernden und flötenden Töne einfach in die Luft schicken, dann kommt es mir vor, als wären wir eine Einheit, sie brauchen mich zum Rasten, Singen und Wohnen, ich brauche sie, weil sie mir eine besondere Bedeutung geben

Dann und wann kommen auch Leute zu mir, so wie du, sie lassen sich anziehen von meiner Beständigkeit, meiner Ruhe, meinem Kraftfeld. Über ihre Hände an meinem Stamm kommen sie mit mir in Kontakt. Ich spüre ihre Ernsthaftigkeit, sie „erkennen“ meine Persönlichkeit an als einen starken Teil alles Lebendigen. Sie vertrauen mir und ich schenke ihnen etwas von meinem unerklärbar tief in mir Strömenden. Beinahe kann ich es auch Himmelskraft nennen, denn alle Kraft, die da ist, kommt aus der gleichen G R O S S E N Q U E L L E. Darum hoffe ich hier noch lange zu wachsen.

Allerdings, so ganz ohne Schmerzen bin ich nicht so geworden. Du kannst es sehen, wenn du dich ein bisschen reckst und hinüber nach links schaust: Da hat mir der Sturm einen Ast, einen ziemlich großen,

mit einigen Zweigen, einfach abgebrochen. Krank, konnte ich ihn nicht nennen, er wird sich wohl eine Schwäche in seinen inneren Holzverbindungen zugezogen haben.

Es schmerzte furchtbar, als er da hing. Ich habe ihm viel Kraft durch die verzweigten Kanäle nach oben geschickt, es hat nicht geholfen! Die Aststelle trocknete einfach aus und beim nächsten, nicht so heftigen Sturm, riss die Astgabel ächzend und krachend ab. Es war schlimm, sehr, sehr schlimm!

Nun, ich habe es anerkennen müssen und Sorge weiter, intensiver, für alle meine Äste und Zweige.

Kannst du dir vorstellen, wie wunderbar es in meinem Inneren zugeht, wenn im Frühling diese neue Energie von ganz unten, aus den Tiefen der Wurzeln kommend, mich vollkommen durchdringt. Wie sich die winzigen Blätterknospen, und gar nicht lange darauf, die, zuerst hauchfeinen, hellgrünen Blättchen entfalten? Ich weiß dann jedes Jahr neu, dass es wichtig ist, dass ich hier stehe, um meine Aufgabe zu erfüllen: In einem Umwandlungsprozess den lebenswichtigen Sauerstoff zum Lebenselixier für A L L E S was L E B T zu bereiten.

Ich bin dankbar, dass mir diese Arbeit anvertraut wurde, am Anfang aller Zeiten: gute, saubere, allerbeste Atemluft zu schaffen!

Weißt du nun, warum wir uns gut verstehen? Warum es dir wohl tut bei mir zu sein?

Reflexionen über fotografierte Wasserflächen

Zählen kann man sie nicht, die vielen tausend unterschiedlichen Ausblicke und Anblicke auf Meere und Seen, auf Kanäle und Flüsse, auf Teiche, Tümpel und Pfützen. Gar nicht mitgezählt: Wasserfälle und die weiße Jahreszeit. Vielfarbig schillern die Flächen der Gewässer. Der Wind mit seinen Geschwistern, den Stürmen, zeigt sich als der große Architekt für die Formen der Oberflächen.

Heute türmt er sie zu hohen, wilden Wogen, die, sich aufbäumend, mit donnerndem Getöse gegen die Küsten schlagen, morgen lässt er kleine, winzige, sich kräuselnde Wellen entstehen, die plätschernd und glucksend sanft auf dem Strand auslaufen.

Manchmal pustet er nur leicht, so dass sich ein zartes Riffelmuster bilden kann. Oder er zieht seine Kraft zurück, und das Wasser liegt still da, wie ein unberührtes Stück changierender Seide. Einmal glitzert es wie mit Goldstaub betupft, ein anderes Mal, wie mit einer Ölschicht unterlegt, taumelnd sich hin und her wiegend. Als unendlich vielseitige Magierin wirkt das Licht, es lässt Flächen wie Geschmeide glänzen, zaubert Brillanten als funkelnde Klümpchen auf bunt schimmernde Gischt, ebenso kann sie gleißende Silberschichten über die Fluten ausbreiten.

Aber es passiert auch, dass die Wasserfläche aussieht, wie ein vor Altersschwäche grau gewordenes Stück Tuch: matt, glanzlos, fast tot. Die Phantasievolle formt Spiegel in die leuchtend wirkenden Wasseraugen, die flirrenden, farbnuancenreichen Sonnenauf- und -untergänge finden sich darin wieder, ebenso wie alles, was um die Gewässer wächst, fliegt, schwimmt, steht.

Sogar das Firmament mit seinen bizarren Wolkengebilden, dem diamanthellen Sternengeflimmer und dem weißen Mond. Seine Spiegelung schafft eine Stimmung, die sich wie eine Art Mantel um den Schauenden legt und ihn für ein kleines Weilchen aus der realen

Welt entführen will. Nein, zählen und aufzählen kann man sie nicht, auch satt sehen kann man sich nicht an den verschieden sich zeigenden Wasserflächen.

Schwarze Löffel

Karfreitag in einer katholischen Familie. Um fünfzehn Uhr geht, wie immer, die gesamte Familie zur Kirche. Vorher gibt es ein einfaches Mittagmahl. Heute koche ich für alle: meine Mutter, meine Schwester Fee, meinen Mann Ade und die Söhne Matthias und Wolfgang. Einen Eintopf, aus gelben, getrockneten Erbsen hab' ich mir ausgedacht, „macht keine Mühe und es geht schnell“!

Natürlich müssen sie lange vorher eingeweicht werden, das weiß ja jede Hausfrau. Meiner Meinung nach liegen sie nun lange genug im Wasser, ich setze den Kochtopf also auf die hell leuchtende Gasflamme und denke mir, „eine Stunde werden sie wohl brauchen zum Weichwerden“.

Bin allerdings etwas unter Zeitdruck, weil ich doch im Kirchenchor mitsinge und eine Stunde vorher findet das Einsingen für die Karfreitagsgesänge im Übungssaal statt. Ich hoffe sehr, dass meine Zeitplanung passt.

Nach der fest gelegten Stunde enttäuscht mich das erste Probieren stark: Die Erbsen, noch hart. Die Kartoffeln dazu längst gar und im Wärmebett. In mir breitet sich leichte Unruhe aus. „Was mache ich bloß?“

Zum Glück hat meine Mutter, eine langjährige, erfahrene und kluge Hausfrau diese Idee: „Nimm Natron, Kind“, rät sie mir, „ein altes Hilfsrezept“.

In mir macht sich ein bisschen Ruhe breit und ich hoffe, dass es mit der Zeit klappt. Schütte zuversichtlich etwas davon in die kochende, dampfende Suppe, rühre kräftig um und warte ein Weilchen.

Dann, wieder probieren, leider noch kein Erfolg, hat es nicht genügt? Also noch ein wenig von dem „Helfer“ hinein.

Und wirklich, gar nicht lange danach: die Erbsen sind weich! Endlich! Etwas abschmecken und alle zusammenrufen, „bitte zu Tisch“.

Der ist längst gedeckt Wie üblich: weiße Tischdecke, die tiefen Porzellanteller und die aus der Heimat geretteten Silberlöffel. Alle sitzen schon, als ich mit der heißen Terrine, umweht vom leckeren, Appetit anregenden Duft, komme.

Ach, in der Eile hätte ich beinahe die Kartoffeln vergessen. So, da sind sie, dampfend. Zuerst das Tischgebet, danach fülle ich alle Teller. Alle beginnen zu essen.

Ersten Löffel in den Mund, den zweiten Löffel in den Mund, die Suppe schmeckt, und sie loben sie sogar. Aber auf einmal, was ist das?

Nach dem dritten Löffel ist es nicht mehr zu übersehen! Zuerst merkt' nur einer, sogleich alle! Die Löffel! Was ist mit den Löffeln los? Die verfärben sich, jede Berührung mit der Suppe macht sie dunkler und ganz schnell einfach kohlrabenschwarz! Sonderbar!

Was ist mit der Suppe? Wir sind fassungslos! Wir starren entsetzt auf diese schwarzen Dinger! Ängstlich die Augen, sorgenvoll die Frage: „Vergiften wir uns etwa?“ Unsere gescheite Mutter erlöst uns aus der Bedrückung, sie weiß des Rätsels Lösung: „Es ist einfach zu viel Natron ist in der Suppe gelandet!“

Ich als Köchin, senke schuldbewusst meinen Kopf. Aber der Trost kommt schnell herein: wir müssen nur die modernen Löffel aus der Küche gegen die alten umtauschen.

So ist an diesem Karfreitag doch noch jeder satt geworden, wenn auch mehr durch die Kartoffeln als durch die Suppe.

Gestärkt und pünktlich gehe zu meinem Choreinsingen, die Karfreitagsliturgie zieht sich nachher sehr in die Länge. Die anderen der Familie erscheinen später gekräftigt und zufrieden in der Kirche. Für uns alle bleibt dieses Mittagmahl eine unvergessliche Mahlzeit. Silber und Natriumbikarbonat vertragen sich eben nicht.

Bello

Viele Wolken, aber trocken! Ein Samstag, wie gemacht für meinen geplanten Flohmarkt-Besuch. Gleich nach dem Frühstück verabschiede ich mich von Ade. Er kommt nicht mit. „Ich freue mich schon jetzt auf dein Wiederkommen“, ruft er mir nach. Am Berliner Tor wartet noch ein Stellplatz auf mein Auto.

Kurz danach gehe ich diese Straße zum Steindamm herunter an der Fachhochschule vorbei und fädele mich ein in den Strom der Guck- und Kauflustigen. Der Markt nimmt ein ziemlich großes Areal ein und er ruft förmlich: „Komm, schau, ich hab' viel und Günstiges zu bieten“! Und außerdem die frische Luft unter dem großen Himmel! Ich mische mich unter die vielen Suchenden. Schlendere mit und zwischen ihnen, meine Augen sind in ständiger Bewegung, rechts und links, manche Verkäufer preisen an, es gibt ja so viel zu sehen, so viel Verschiedenes. Wie eine Art Summen liegt ein Stimmengewirr über dem Platz.

Wir Besucher wollen Informationen über die Auslagen, manchmal geht so ein Anfangsfragen in ein richtiges, gutes Gespräch über. So etwas gefällt mir.

Aber nun hat mich ein Büchertisch angezogen, ich schlage einige Exemplare auf, ein sanfter Duft entströmt ihnen, er erinnert ein bisschen an ungelüfteten Keller oder dunklen Boden.

Ein Stückchen weiter lockt mich apartes Geschirr an, das Porzellan so wunderbar hauchdünn, dass das Licht durchscheint, nur leider, ist der Goldrand von den Spuren der Zeit zu stark mitgenommenen. Auf einem Gestell aus Samt funkelt mir etwas entgegen, rubinrot, sehr verführerisch liegt da ein Armband, doch aus der Nähe betrachtet, weist sich die „Kostbarkeit“ nur als geschliffenes Glas aus, schade.

Oh, von weitem sehe ich einen Stand mit Gläsern. Die will ich mir anschauen. Ich halte eines hoch gegen das Licht, es scheint mundgeblasen, manchmal flirrt da so etwas in den Glaswänden! Ich

kann nicht widerstehen, dieses und ein Ähnliches nehme ich mit und in meinem Inneren hüpfen mein Sammlerherz.

Ein Weilchen später fallen mir Märchenbücher in die Augen, und „Das Tierschiff“ liegt ziemlich bald in meinen Händen. Es ist in fein bemaltes Leinen gebunden, auf grünen Wellen gleitet ein Enten-Segelschiff auf sanften Wellen dahin, von seiner farbenprächtigen Feder-Reling halten Tierköpfe, in allen Farben und Arten, Ausschau. Zwei rosa Fischchen schaukeln mit den Segeln, auf den Rahen sitzen brav buntschillernde Vögel. Auch „Die schönsten Tiermärchen“ werden meine. Jetzt wird mein Rucksack schwer.

Ich wandere weiter, mein Blick schweift hierhin und dorthin, bis ich leicht versteckt einen Stand mit Spielsachen entdecke. Was sind das für drollige „Tiere“ in dem großen Korb? Und hat nicht eines von ihnen mir zugeblinzelt? Welches?

Zuerst muss ich mal meine Gedanken klären: Ich weiß, dass Ade Hunde sehr, sehr gerne mag, er liebt sie, sogar, wenn sie ihn nicht kennen, kommen sie zu ihm.

Klar ist, Ade kann aus verschiedenen Gründen keinen Hund halten. Jetzt weiß ich, was der „Blick“ bei mir verursacht hat! „Ja, was schaut mich denn so an?“ Zwei große, braune Augen! Sie gehören einem, etwa siebzig Zentimeter langen, wie hingegossenen da liegenden braunen Plüschhund, mit passenden, innen weißlichen Schlappohren, die von außen langhaarig, dazu schwarzbraun gefärbt sind.

Die Augen voller Zuverlässigkeit und Treue. Das Braun des gesamten „Fells“ ist etwas heller als erdfarben und kurzgeschoren. Mit seinen lang neben ihm liegenden Vorderpfoten, verschönert mit leuchtenden Tupfen an den Zehen, samt seinen angewinkelten, weit nach außen gerichteten Hinterbeinen mit den hellen Pfotensohlen und, nicht zu übersehen, dem Stummelschwänzchen, dazu sein nach vorne ausgestreckter Kopf zeugen von großer Sanftmut.

Über sein „Gesicht“ ist zu sagen, dass das schwarze Rund seiner Schnauze in der etwas gräulich-weißen Blesse liegt, die in einer Kurve

bis zur Stirn wandert. Eine seltene Zeichnung!

Seine Augen allerdings liegen im braunen Farbton seines „Fells“. Dieser Hund hat sofort mein Herz erobert. Vielleicht ein winzig kleiner Trost für Ade?

Eine kurze Verständigung mit der Besitzerin über den Preis und das Hundchen kommt mit mir. Wir streben sofort dem Ausgang zu, jetzt weht ein Würstchenhauch herüber, aber ich möchte hier nichts essen, ich will mit meinem Fundstück zu Ade.

Ich muss es unter den Arm klemmen, eine Plastiktüte schützt ihn nur halb vor eventuellem Regen.

Achtsam und mit großer Vorfreude verlasse ich das Flohmarkt-Gelände schnell. Unterwegs lächeln die Leute zuerst das Hundegesicht an und dann, wie verstehend, mich.

Ich mache mich gespannt auf den Heimweg. Zu Hause angekommen schelle ich gleich von unten. Oben steht Ade schon in der Tür, er erwartet mich wie meistens. Aber diesmal macht er ganz große Augen und neugierig: „Was hast du denn da unterm Arm?“

Ich halte ihm freudig mein Geschenk hin. „Die treuen Augen haben mich getroffen und ich glaub', er wollte zu dir“, lach' ich ihm entgegen. Ade mustert das Hundchen, schmunzelt, ich „wenn' schon kein richtiger sein kann“.

Ade, in seiner stillen Art, guckt mir liebevoll in die Augen, nimmt mich in seine Arme und wie verabredet fällt uns gleichzeitig die entscheidende Frage ein: „Wie soll er heißen?“

Und Ade, sofort und ohne nach zu denken: „BELLO!,,

Klar, der Name passt zu ihm! Ade streicht ihm behutsam über sein Plüschfell, findet es weich und lachend, „Er sieht wirklich sehr anhänglich aus!“

Ich stimme mit ein, während ich Bello auf das Sofa lege, damit Ade sich auch noch an seiner ergebenen Haltung erfreuen kann. Es sieht so aus, als würde er seinem neuen Herrn gefallen! Ade strahlend: „Deine Überraschung ist Dir voll gelungen!“

Nun haben wir einen Hund-Hausgenossen und können ohne Sorge verreisen, er bewacht fortan Ades Zimmer, aalt sich gelegentlich auf seinem Bett und guckt ihm immer, immer zu. Er erfreut auch alle Kinder, die uns besuchen kommen. Sie kuscheln mit ihm, strecken sich wohligh neben, über, unter ihm aus und streicheln, streicheln sein einladendes Fell, mit einem Wort, sie unterhalten sich bestens mit ihm.

Obgleich mein Ade nun gar nicht mehr da ist, „fühlt“ Bello sich weiterhin wohl in „seinem“ angestammten Reich.

Ein Tag in der Stadt

Zuerst fahre ich mit der U- Bahn. Dort suche ich Brille und Buch heraus und lese. Dann, an einer Haltestelle bemerke ich, wie die Frau neben mir, sehr jung und recht mollig, sich etwas mühevoll zu erheben versucht. Um es ihr besser zu ermöglichen, stehe ich schnell auf, so schafft sie es leichter von ihrem Platz hoch zu kommen und auszusteigen. Während ich mich zurücksetze, sagt der streng blickende und sehr ernste Mann, der mir rechts gegenüber sitzt: „Sie waren zu höflich“. Ich, lächelnd: „Zu viel gibt es gar nicht“, und setze hinzu, „Höflichkeit macht es vielleicht etwas gemütlicher und wärmer“. Plötzlich verändert sich sein Gesichtsausdruck, er lächelt und bekommt dadurch auf einmal ganz weiche Züge.

Als wir beide am Hauptbahnhof aussteigen verabschieden wir uns mit einem Lächeln, Kopfnicken und „Tschüss“.

Mein Weg führt mich zuerst in die Steinstraße zur Steuerbehörde, ich brauche einen bestimmten Vordruck. Beim Pförtner bin ich richtig. Er muss sich sehr tief bücken und sucht eine lange Weile in dem untersten Regal. Er tut mir fast Leid wegen der Haltung.

Als er endlich wieder hochkommt zeigt er trotz dieser Mühe ein freundliches Gesicht. Ich bedanke mich sehr und es entsteht ein winziger Dialog, der damit endet, dass er mir einen schönen Tag wünscht. Darüber freue ich mich.

Ich wandere nun zur Danziger Straße zum Altenstift St. Bernhard. Hier besuche ich Frau Schmidchen, eigentlich kommt das „chen“ von ihren Freudinnen aus der Gemeinde und ist wohl ihrer kleinen Figur geschuldet und ihrer großen Bescheidenheit.

Wir kennen uns aus der Kirche in Hamm, ich habe sie öfter mit dem Auto nach Hause gebracht, das hat ihr gefallen. Bei meinem Besuch singen wir zusammen, mit ihren dreiundneunzig Jahren kennt sie noch eine Menge Melodien und manchmal auch die Strophen dazu.

Zwischendurch lese ich ihr kurze Märchen vor, aber ich bin nicht sicher, ob sie alles versteht, weil ihre Ohren nicht mehr so gut hören. Wenn es sich ergibt, helfe ich ihr auch beim Abendessen.

Diesmal allerdings ist überhaupt nichts möglich. Ich habe vergessen, dass dies der Wochentag ist, an dem Aktivitäten des Hauses im Gemeinschaftsraum stattfinden.

Ich bleibe trotzdem, sie hat es gern und so gehen wir zusammen zum Fahrstuhl. Mühsam mit kleinen Trippelschritten und sich am Gehwagen festhaltend schafft sie den Weg durch den langen Korridor. Allmählich füllt sich der Raum. Zwei Video-Filme stehen auf dem Programm: „Der Dom zu Aachen“, und später erfahren wir auch etwas über „die Eifel“.

Ich sitze neben Frau Schmidchen, zuerst schaut sie einen Moment richtig hin, aber dann geht ihr Blick weit über die flimmernde Scheibe hinaus. Wohin sie wohl mit ihren Gedanken wandert? Ab und zu schaut sie zu mir, als würde sie prüfen, ob ich bei meinen Dasitzen auch wirklich mit meinen Augen bei ihr bin. Ich lege meine Hand offen auf den Tisch und sie legt für ein Weilchen ihre hinein.

Zeitweise schließt sie die Augen. Ob sie ein Nickerchen macht? Aber dann guckt sie plötzlich zu mir, immer mal wieder, wie ein Kind zu seiner Mutter schaut, um sich zu versichern, ob sie ihm wirklich zugeneigt ist. Ich streichle zart ihre Hand, sie lächelt mich an.

Dabei sitzt Frau Schmidchen die lange Vorführungszeit kerzengerade im gepolsterten Stuhl mit Armlehne, ohne ihren Rücken zu stützen. Zwischendurch schaue ich auf die Videobilder und bewundere nicht nur die kostbaren Schätze, sondern auch die außerordentlichen Künstler, die das alles geschaffen haben.

Außerdem wird von vielen historischen Begebenheiten berichtet, die den Aachener Dom so geschichtsträchtig gemacht haben.

Nach der Vorführung bleiben noch einige Bewohnerinnen an ihren Plätzen und auch Frau Schmidchen soll noch warten. Ich verabschiede mich von ihr und verspreche an einem der „richtigen“ Tage wieder zu

kommen.

In der Langen Reihe schaue ich an einer Buchhandlung nach den draußen stehenden Büchern, ob vielleicht eines zu mir will. Zwei möchten gern mitgenommen werden. Dabei entdecke ich auch sechs gleiche Exemplare von Bindings „Opfergang“. Du liebe Zeit, diese Novelle wurde viel gelesen von jungen Frauen in den Kriegsjahren. Romantisch und sehr gefühlvoll und am Schluss: Der Verzicht der Frau!

In mir erwachen Erinnerungen an damalige heiße Diskussionen.

Am Bahnhof, richtiger am Himmel hinter allen Gebäuden dort, nimmt mich ein zauberhaftes Farbenspiel gefangen: Die zart-rosa getönten Wolken gefärbt von der untergehenden Sonne. Verschiedene Wolkenformen verteilen sich, fein gefleckte und zerrissene, vorwärts preschende am langsam blaugrau werdenden Horizont mit ihren changierenden Farbtönen von zartlila bis zu alabastergrün.

Eine Weile stehe ich wie angewurzelt und b e w u n d e r e. Die Leute um mich hasten vorüber. Kein Wunder, es ist Dienstschlusszeit, kaum einer schaut hin zu dieser wunderschönen „Himmelsdarbietung“, die so schnell wieder vergeht.

Vor meiner Heimfahrt besuche noch für ein kleines Weilchen „Meister Bertrams“ Altar in die Kunsthalle. Ich setze mich zu ihm und lasse die frommen Bilder einfach in mich hineinfallen. Auch hier leuchtende Farben, auf den Altarflügeln in Felder unterteilt, erzählt der Meister mit dem Pinsel Geschichten aus der Bibel in knappen, berührenden Bildern. Und das ist sechshundert Jahre her. Natürlich gefällt mir noch vieles, vieles andere in diesem Haus, aber heute zog es mich nur zu ihm.

Zu Ende ist nun dieser bunte und vielseitige Tag, ich fahre froh, reich beschenkt und müde nach Hause. Lächeln und Freundlichkeit, Schönheit am Himmel und im Museum sind mir begegnet. Und Frau Schmidchens Freude dazu.

Morgenstimmung

Es ist drinnen kalt und draußen regnet es vom dunstig grauen Himmel in Strömen. Ich habe das Kippfenster geschlossen, die Vorhänge zur Seite geschoben und die Heizung aufgedreht. Schnell gehe ich wieder ins Bett zurück. „Muß ich heute aufsteh'n?“ Ich angele meinen Kalender heran. Der Platz für heute darin ist leer.

Das kommt meiner Stimmung sehr entgegen. Ich kuschele mich fest in mein Zudeck, als wäre es ein Schutzschild gegen das Draußen. Beim Grübeln fällt mir wieder ein, dass ich nun zum dritten Mal aus lang bestehenden „Netzen“ ausgestiegen bin. Ich muß überhaupt nirgendwo mehr hin.

Meine Stimmung rutscht dabei mal wieder ein bisschen tiefer. Ich suche mühsam meine Sinn-, Lebens- und sonstigen Erklärungen zusammen. Sie zerstreuen sich so schnell in solchen Momenten. Sie verschwinden nicht wirklich, es ist nur so, als würden sie sich verstecken. Dick und fett und sich breit machend steht die Traurigkeit da und versucht allen Platz zu beanspruchen. Manchmal schafft sie es beinahe. In ihrem Schlepptau zieht sie auch noch die Lustlosigkeit hinter sich her.

„Wozu soll ich aufsteh'n?“ „Na, da sind doch heute wichtige Sachen zu erledigen, was ist mit dem Brief, den Du versprochen hast, das von Dir angekündigte Telefongespräch mit Deiner Freundin Cella, Deine Unterschrift unter den Vertrag, Du weißt schon!“ „So viele Tage kommen noch, morgen, übermorgen, überübermorgen, dann ist auch noch Zeit!“ Aber weiter entwickelt sich dieser sonderbare Dialog nicht.

Mein Magen knurrt ungehörig laut und zwingt mich aufzustehen. Ich hole die Zeitung herein und beginne gleich beim Frühstück zu lesen. Ich tauche einfach weg in alles, was die Artikel berichten, egal, ob es mich in Wirklichkeit interessiert oder nicht. Dabei bemerke ich, ich

halte mich an den Blättern fest, wie an einem Geländer. Später bieten sich in der Wohnung noch andere „Haltestangen“ an.

Langsam steigt Ärger in mir hoch! Über mich. Mahnend spricht es in mir: „Du bekommst diese Lebenszeit geschenkt und verplemperst sie, wie die nährfaule Frau im Märchen, die wegen der Löcher in ihrer Jacke allmählich all die kostbaren Goldgulden verliert und am Schluss nur aus Entsetzen und Schreck besteht.“

„Nein“, ruft es in mir zurück, „so soll es bei mir nicht sein!“ Ich beschließe auf der Stelle in dieses grässliche Wetter zu gehen. Einfach nur gehen und atmen, gehen und atmen, mir fällt dieses uralte Rezept ein und die Farben draußen anschau'n, gehört mit dazu.

Die Schattierungen zu beobachten ist wichtig, den Farbton kann ich mir aussuchen, auch grau oder braun kann er sein. Mit festen Schuhen und aufgespanntem Regenschirm gehe ich los. Und ich höre zu, wie der Regen auf ihm herum trommelt. Immer einen Fuß vor den anderen setzend.

Fröhlich, ja wirklich fröhlich, ziemlich nass und mit durchweichten Schuhen komme ich nach einer Stunde wieder zu Hause an. Luft, Bewegung und die Farbnuancen haben das kleine Wunder vollbracht. Nun geht mir alles Weggeschobene schnell von der Hand, mitsamt dem herzlichen Telefongespräch mit Cella.

Ich bin sehr dankbar, dass meine, für mich so nötige Lebensfreude wieder zum Vorschein gekommen ist. Ich wünsche mir, mich bei entsprechenden Gelegenheiten schneller an dieses „Rezept“ zu erinnern. Und, wird es immer helfen? Manchmal, wäre auch schon trostreich.

Sie braucht uns

Schade, dass nun der Herbst begonnen hat. Wegen der kühleren Luft hat sie uns jetzt zur Seite gestellt. Oh, Verzeihung, wir möchten uns erst mal vorstellen: Wir sind zwei Holzschuhe, ein linker und ein rechter, von der Firma Berkemann, mit einem Elastikstreifen in jeder Sohle, verziert mit weißen Lederriemchen, die sich fest um den Fuß legen und ihn per Knopfdruck festhalten.

Nein, wir leben nicht allein, wir gehören zum Besitz einer „Sie“. Wir kennen unsere Chefin schon zwei Jahre, außer im Winter trägt sie uns sehr lange, wenn es nicht zu regnerisch ist. Nasse Füße fürchtet sie sehr, wohl wegen ihrer vielen Husterei hinterher. Weil sie ein bisschen von ihren ein wenig durchgedrückten Vorderfüßen tyrannisiert wird, geben wir ihnen Halt und ihr tun sie dann gar nicht weh.

Wir wollen es ganz ehrlich sagen: Sie ist abhängig von uns. Gut, zu einem anmutigen Gang kommt es mit uns nicht, aber sie ist eh schon ziemlich hoch in den Jahren und hat es deshalb besonders gern, wenn es ihr gut geht.

Dann besteht sie fast nur aus Aufmerksamkeit, wenn wir zusammen losgehen, weil sie so viel herumguckt. Sie erfreut sich an den Blättern der Äste, sie schaut auf die Rinden der Bäume, auf die Blumen am Wegrand und in den Gärten. Manchmal sucht sie ihre Brille heraus und bleibt stehen.

Wir denken: Was ist nun los? Gar nichts ist passiert, sie fixiert mit liebevoller Hingabe irgend so ein winziges Blütchen oder beobachtet einen krabbelnden Käfer. Letztens konnte sie sich nur mit Mühe von der großen Platane an der Kunsthalle trennen - das Pflaster ist dort wirklich holprig - sie guckte und bewunderte diesen wunderbaren Wuchs.

Dabei kommt so ein Strahlen in ihre Augen, bis in ihre Füße spüren wir's! Wir finden es höchst angenehm, dass sie uns so nötig braucht.

Nur sie ist eben auch eitel. Das kränkt uns, denn wenn sie ausgeht und nicht Auto fährt, dann packt sie ein Paar von diesen dünnen, farbigen, ganz leichten Schuhchen ein, weil sie besser zu ihrer Garderobe passen und ihre Bewegungen harmonisieren.

Überhaupt die Anzieherei, da saust sie dann vom Kleiderschrank zu dem großen Spiegel im Korridor und probiert und zieht sich um und wechselt mal Rock, mal Oberteil! Es muss alles zueinander und mit ihr zusammen passen, manchmal dauert es ziemlich lange.

Uns hat sie dabei nicht an den Füßen, aber wir können es aus nächster Nähe beobachten. Sie stellt uns nämlich nie in den Schrank, und so können wir auch zuschauen, wie schnell ihr dabei die Zeit vergeht.

Ihr großes Problem ist, sie kann nichts ohne Lust machen und wenn die sich, für wichtige Sachen partout nicht einstellen will, existiert davon noch genug zum Lesen, zum Telefonieren, kaum hat sie den Hörer abgenommen, fängt oft schon die Lacherei an.

Wir fragen uns: „Worüber amüsiert sie sich bloß so?“ Genauso wundern wir uns, dass sie oft abends noch keine Lust hat, ins Bett zu gehen, ja, so um Mitternacht erst.

Wir glauben, sie ähnelt vielleicht ihrer Mutter, von der sie nämlich dies erzählt, dass sie sich um etwa zehn Uhr abends aufs Sofa legte und auf die Frage: „Willst du nicht lieber ins Bett gehen“, entgegnet: „Ich werde doch wohl noch ein Nickerchen machen dürfen, bevor ich zu Bett gehe“.

Gelegentlich hören wir sie ziemlich erregt am Telefon oder auch mit Besuch sprechen, dann ärgern sie sich, gewissermaßen gemeinsam, über politische Zustände, es ist in solchen Situationen so, als würde ihre ganze Figur bis in ihre Fußspitzen in ein leichtes Beben geraten. Sie weiß zwar, dass sie nichts ändern kann, dennoch fällt es ihr schwer, ihre Hilflosigkeit auszuhalten.

Aber allzu lange dauert es nicht, weil sie ja auch ihr Immunsystem behütet. Sie bewegt gern ihren Körper mit Tanzen und Turnen, so geht sie also auch mit uns zum Schwimmen. Weil wir im „Bäderland“ als

„Straßenschuhe“ gelten, sperrt sie uns nur dort in einen schrecklich engen Schrank. Wenn sie wieder da ist, klettern wir schnell ins Auto und da stellt sie ist sofort Musik an, sie mag sie so sehr, Bach und Antonioni, Kirchenmusik und Trompeten.

Wir vermuten stark, dass ihre Augen wohl sehr auf den Verkehr achten, aber in Wirklichkeit lässt sie sich einweben in die Töne, deren Schwingung bis zu uns gelangt.

Seit einiger Zeit hat sie mit einem Schreibkurs begonnen, du liebe Zeit, da sitzt sie ja stundenlang, kümmert sich um nichts anderes, vergisst zu essen und zu trinken, hängt auf einem Stuhl vor einem total stillen Apparat auf den sie immer einpickt und erst, wenn eine lange Zeit verstrichen ist, rattert ein Kasten los, wir erschrecken uns bei dem Getöse immer.

Das Gerät spuckt weiße Seiten aus und sie vertieft sich darin. Das verstehen wir nun gar nicht. Ein bisschen traurig finden wir das, trotzdem: Bei ihr können wir es ganz gut aushalten und weil sie uns braucht werden wir hoffentlich noch lange bei ihr bleiben.